

UNGARN

JAHRGANG 1943

JUNIHEFT

GUSTAV MAKAY:

DAS NEUE UNGARISCHE SCHRIFTTUM
ZWISCHEN OSTEN UND WESTEN

ANDREAS ANGYAL:

EIN SIEBENBÜRGISCHER STAATSMANN
UND SCHRIFTSTELLER DER BAROCKZEIT

LADISLAUS TÓTH:

REISENDE VON EINST
IN DER HAUPTSTADT OBERUNGARNS

EMMERICH PAKU:

DIE UNGARISCHE NOVELLE

PAUL GULYÁS:

ANMERKUNGEN ZU PAUL ERNST

•
GEDICHTE VON D. KOSZTOLÁNYI UND S. TÖRÖK
ERZÄHLUNG VON G. THURZÓ

•
BÜCHERSCHAU

VERLAG DANUBIA BUDAPEST—LEIPZIG

UNGARN

MONATSCHRIFT

FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN KULTURAUUSTAUSCH
DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

Erscheint am 1. jedes Monats

Hauptschriftleiter : Prof. Dr. *BÉLA PUKÁNSZKY*

Schriftleiter : Dr. *STEFAN GÁL*

Schriftleitung und Verwaltung : Budapest, V., Arany János-utca 1. Fernruf : 122-261

Mitteilungen und Beiträge sind an die Schriftleitung zu richten

Sprechstunden : Donnerstag bis Sonnabend Vormittag 9-13.

Preis des Jahrganges : P 16. Einzelheft : P 1'50

Einzahlung der Bezugspreise in Ungarn auf Postscheckkonto Nr. 5025

Verlag : DANUBIA, Budapest, IV., Apponyi-tér 1.

Auslieferung : F. VOLCKMAR, Leipzig, Hospitalstraße 10.

Die Zeitschrift kann in Deutschland, Belgien, Dänemark, Finnland,
Holland, Italien, Rumänien, Schweiz und Vatikanstadt in jedem
Postamt bestellt, bezahlt und durch jedes Postamt direkt
bezogen werden

Die Zahlung des Abonnements kann auch durch die Dresdner Bank,
Berlin, Ausl. Ink. Konto Nr. 784-212/67. erfolgen.

UNGARISCH-DEUTSCHE GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

PRÄSIDENT :

ANDREAS von TASNÁDI NAGY, kön. ung. Justizminister a. D.,
kön. ung. Geheimer Rat, Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses

MITPRÄSIDENTEN :

KOLOMAN von SZILY, kön. ung. Geheimer Rat, Staatssekretär a. D.,

STEFAN von FAY, kön. ung. Geheimer Rat, Staatssekretär,

BARON BERTHOLD FEILITZSCH, kön. ung. Geheimer Rat, Obergespan a. D.,

ALOIS KOVÁCS, Staatssekretär a. D.,

JOSEF STOLPA, Staatssekretär,

GYULA von DARÁNYI, Universitätsprofessor

GENERALSEKRETÄR :

Prof. Dr. *ALEXANDER von KIBÉDI VARGA*, kön. ung. Oberregierungsrat

RECHTSANWALT :

LUDWIG von HUSZOVSKY, Reichstagsabgeordneter

SCHATZMEISTER :

KARL SZANDER, Direktor des Rechnungsamtes im Reichstag

SEKRETÄRE i. A. :

PETER KEMÉNY und Dr. *WILHELM OLTÍ*

DAS NEUE UNGARISCHE SCHRIFTTUM ZWISCHEN OSTEN UND WESTEN

VON GUSTAV MAKAY

Könnte man auf das ungarische Schrifttum der neueren Zeit, wie auf einen Schauplatz lebendigen Geschehens, aus der Vogelperspektive herabblicken, so würde man zwei Lager gewahren, die scharf voneinander getrennt, sich im Kleinkrieg befehden: die »bürgerlichen« Schriftsteller in dem einen, die »völkischen« in dem anderen. Beide Parteien können wir vor allem durch die Verschiedenheit ihrer Herkunft voneinander unterscheiden, obwohl es beiderseits Zugehörige gibt, die nicht infolge ihrer Abstammung, sondern grundsätzlich sich das eine oder andere Lager wählten. Die sog. bürgerlichen Schriftsteller zeigen in Charakter und Ausdruck eine gewisse Urbanität und westliches Gepräge, während sich in der Wesensart der »Völkischen« die Liebe zum Landvolk und eine geheime Verwandtschaft mit dem Osten widerspiegelt. Der natürliche Nährboden der »Bürgerlichen« ist ihrer Herkunft und ihrer seelisch-geistigen Bildung gemäß die Stadt und die städtische Kultur. Da jedoch eine städtische Kultur nie ausschließlich national ist, spricht aus diesen »Bürgerlichen« zugleich ganz Europa und vor allem der gebildete Westen. Das Nationale haben die »Völkischen« mit den »Bürgerlichen« gemein, doch ist es für sie vom Dorfe und den alten, im Osten wurzelnden Überlieferungen untrennbar.

Um dieses Doppelgesicht des ungarischen Schrifttums von heute zu verstehen, müssen wir auf jene geschichtlichen Begebenheiten zurückgreifen, die seine Entwicklung im Laufe der letzten Jahrzehnte bedingten. Es ist dies durchaus keine einfache Aufgabe. Die Zweiheit entwickelte sich aus einem komplizierten Gewebe von Ursachen und Wirkungen, und geht auf mehrere Ansätze zurück.

Die Sehnsucht nach dem Osten und das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu ihm lebte stets in der Tiefe der ungarischen Seele. Allerdings nicht als Sehnsucht, nach dem Osten zurückzukehren, sondern als innerer, unsichtbarer, jahrhundertelanger Kampf, der auch heute noch währt, und die ungarische Seele nicht zur Ruhe kommen läßt. Es ist dies ein Kampf zwischen dem uralten östlichen Erbe und den Beständen der westlichen Kultur. Dieser innere Widerstreit loderte im Laufe der tausendjährigen europäischen Geschichte des Ungartums, je nach den Umständen in stärkerem oder schwächerem Maße in der Seele der Ungarn auf, während sie den sich nicht immer als dankbar erweisenden Westen gegen die Anstürme der östlichen Barbaren schützten. Am deutlichsten spiegelt sich der Ablauf dieser sich abwechselnden östlichen und westlichen Wellenbewegungen in der ungarischen Literaturgeschichte wider. Die ungarische Dichtung steht zu Beginn des 20. Jahrhunderts völlig im Banne des Westens.

Die größten Dichter und Schriftsteller dieser Zeit, Andreas Ady, der in Paris lebte, und der von lateinischem Geiste stark beeinflusste Michael Babits an ihrer Spitze, fühlten sich nicht nur unwiderstehlich zur westlichen Kultur hingezogen, sondern entdeckten bald auch ihre nächsten geistigen Verwandten in den Literaturen des Westens. Im Jahre 1908 kam eine repräsentative ungarische Literaturzeitschrift heraus, die in dem Titel »Nyugat« (Westen) ihre geistige Richtung dokumentierte.

Diese westliche Orientierung bedeutete keineswegs einen Verrat an den alten ungarischen Überlieferungen und an der Eigenständigkeit des nationalen Schrifttums — gerade Ady war am allertiefsten im ungarischen Wesen verwurzelt — der Rückschlag auf diesen starken Einfluß westlichen Geistes, der die westlichen Bestände des Ungarntums allzu einseitig heraushob, konnte dennoch nicht ausbleiben.

Die ersten Anzeichen eines Rückschlages zeigten sich, als die Katastrophe von Trianon die bisher mit großer Verehrung und Bewunderung dem Westen zugewandten Ungarn mit einem Schlage ernüchterte. Als die siegreichen Westmächte in so grausamer Weise mit der ungarischen Nation verfuhrten, die ganz gegen ihren Willen in den Krieg hineingerissen wurde, empfanden auch die treuesten ungarischen Freunde des westlichen Geistes bittere Enttäuschung wegen dieser Undankbarkeit. Indessen verklangen die Klagen des Lyrikers Desider Kosztolányi ohne Widerhall. So wurde die schmerzliche Ernüchterung des zerstückelten Landes zum ersten politischen Anstoß der Spaltung des Schrifttums.

Der zweite Anstoß war bereits literarischer Art, und ging von den beiden größten Romanschriftstellern der Nachkriegszeit, Desider Szabó und Sigmund Móricz aus, die das »ungarische Dorf« und das Landvolk mit einem Schlage in den Mittelpunkt des literarischen Interesses rückten. In seinem monumentalen Roman »Das versunkene Dorf« (Az elsodort falu) führt uns Desider Szabó mit erschütternder Klarheit das tragische Schicksal des ungarischen Bauerntums vor Augen, das vom Kriege weitaus am schwersten getroffen wurde. Sigmund Móricz, der erst vor kurzem verstorbene große Schriftsteller, erhob die Gestalt des ungarischen Bauern beinahe zu epischer Größe. Wohl zeigte er uns auch seine Fehler, zugleich aber verherrlichte er ihn als Wahrer der nationalen Urkraft und wies mit Nachdruck darauf hin, daß er eines besseren Schicksals würdig sei. Bisher hatte das gebildete Lesepublikum das ungarische Dorf durch die idyllisch gefärbte Brille von Koloman Mikszáth und Géza Gárdonyi gesehen. Die unerbittliche Realistik der neuen Schriftsteller erschließt ihm mit einem Male die Wirklichkeit, und erschüttert erkennt es den furchtbaren Zustand des vernachlässigten Bauerntums, das ja den eigentlichen Stamm der Nation bildet.

Hand in Hand mit diesem literarischen Interesse gingen die sozialen Bewegungen in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg. Die allgemeine Wirtschaftskrise traf Ungarn als Agrarstaat am empfindlichsten und vor allem seinen Bauernstand; aber auch das Schicksal des städtischen Proletariats war äußerst problematisch. Der soziale Sinn, der in ganz Europa erwachte, stellte das traurige Dasein der unteren Volksklassen in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Man versuchte mit Anspannung aller Kräfte ihr Schicksal zu erleichtern, und auch bei uns fanden sich geistige

Persönlichkeiten aus dem Bürgertum, die die Sache des Volkes zu der ihrigen machten. Die Bewegung der Dorfforscher setzte ein, die außer den soziographischen Aufdeckungen, die sie in bisher nicht beachteten Landschaften machten, auch die Schätze der völkischen Kultur sammelte.

Die Dichter und Schriftsteller, die im Kreise des Volkes und im ungarischen Dorfe groß geworden waren, gaben ein Zeugnis von der Urkraft und den reichen Talenten, die dort verborgen liegen. Jeder erschien als kämpferischer Vertreter seiner Schicksalsgenossen auf dem literarischen Kampfplatz. Vor allem Sigmund Móricz, der aus dem Theißgebiet stammt, später der aus Transdanubien gebürtige Gyula Illyés, dann der aus Adys engerer Heimat, Bihar kommende Josef Erdélyi, der aus dem Bauerntum des Tieflandes hervorgegangene Peter Veres, der Bauerndichter Stefan Sinka und schließlich der Romanschriftsteller Paul Szabó — alle kennzeichnende Vertreter der völkischen Richtung, während der hochbegabte Attila József in seinen Dichtungen einen Einblick in das trostlose Leben des Proletariats der Hauptstadt gibt. Auch Schriftsteller, die aus dem Mittelstand hervorgingen, wählten manche brennende Probleme des Volkslebens zum Thema, wie z. B. Johann Kodolányi, der wirksame Erzähler und Dramatiker des Ormánság jenseits der Donau, wo das Einkindsystem das Bauerntum zugrunde richtet.

Alle diese Dichter und Schriftsteller verliehen nicht nur in ihren Schöpfungen der so lange vergessenen ungarischen Volksseele beredten Ausdruck, sie waren zugleich auch die politischen Vertreter der niedrigen Volksklassen. So erhielt durch sie auch die Politik eine neue soziale Färbung. Denn ein starker literarischer Einfluß greift auch auf die Politik über.

Zum Ausbruch des literarischen Prozesses zwischen Osten und Westen trugen alle diese Tatsachen bei. Die entscheidenden Momente waren jedoch geistiger und kultureller Natur. Das nach der nationalen Katastrophe auf sich gestellte, zwischen feindliche Völker eingekeilte Ungarn empfand stärker denn je die Notwendigkeit seine völkische Eigenart zu kräftigen und seine besonderen, lange verschütteten Bildungswerte vor die Öffentlichkeit zu bringen. Ein Volk ist umso stärker, je mehr Eigenes, Ursprüngliches es aus sich selbst zu schaffen fähig ist. Als Hüter dieser frühen, reinen Bildung erwies sich vor allem das Landvolk, wozu in erster Linie seine unvermischte magyarische Abstammung — im Gegensatz zu den stark gemischten Bürger- und Adelsschichten — beitrug. Auf diese Weise erkannte man die unteren Volksschichten, deren Bedeutung in Wirtschaft und Politik schon längst klar wurde, auch auf kulturellem und geistigem Gebiet als das Fundament der Nation. Die Erforschung der Volkskunst und die Folkloristik entdeckte in der Tat herrliche Schätze verschütteter früherer Kultur; längst vergessene Motive alter ungarischer Musik feierten in Béla Bartóks und Zoltán Kodály's Werken in ganz Europa Triumphe, die lange unbeachteten schönsten Volksdichtungen lebten durch Illyés und Erdélyi und die ihrem Beispiel folgenden jüngeren Dichter wieder auf.

So erstand die ungarische Seele zu neuem Leben, und mit ihr der Zauber des Ostens, in dessen Tiefe der wahre Geist des Volkes Jahrhunderte hindurch verborgen schlummerte. So wurde der Osten zum Symbol des Landvolkes; dadurch entstand wieder eine Reaktion gegen den

Westen, der die östlichen Bestände des nach Europa eingedrungenen Ungartums und mit ihm seine eigentliche Natur allmählich verdrängte.

Da die Träger der westlichen Geistigkeit und Bildung in Ungarn die städtischen Bürger waren, mußten diese beim Erwachen des neuen Nationalismus alte Schulden auf sich nehmen, obwohl das heutige ungarische Bürgertum in seiner Art und Zusammensetzung von dem des ersten Weltkrieges völlig verschieden ist. Der Haß gegen die als wurzellos und unational gebrandmarkte bürgerliche Kultur wurde auch auf die Literatur übertragen. Die Reaktion war verständlich und logisch.

Der Streit zwischen Osten und Westen, zwischen Bürgerlichkeit und völkischer Ausrichtung, Urbanität und Bäuerlichkeit wurde von Tag zu Tag heftiger. Der Reiz des Neuen, Angriffslust und stärkeres Selbstbewußtsein sicherten anfangs der völkischen Richtung den Sieg. Die Kontinuität der sogenannten bürgerlichen Literatur wurde nicht unterbrochen, aber die literarische Entwicklung nahm mehr und mehr eine völkische Richtung, was das Bild des Schrifttums gegenüber dem Zustand in der Blütezeit der Zeitschrift »Nyugat« wesentlich veränderte. Die Dichtung, vor allem die erzählenden Gattungen, die bisher zunächst städtische Themen behandelten, erweiterten und bereicherten sich mit dem Stoffe der Volksseele und des Volkslebens. So wurde die Welt des Ungartums in größerem Umfang in den Rahmen der literarischen Gestaltung einbezogen. Die neue Richtung betont grundsätzlich und bewußt ihre höheren Ansprüche auf ein national entwickeltes Schrifttum und betrachtet dabei die Bürgerlichkeit als nicht mehr zeitgemäß. Auch unter den Intellektuellen gibt es manche, die ihre Begabung in den Dienst der neuen völkischen Bestrebungen stellen, wie der auch als Essayist vorzügliche Ladislaus Németh, einer der beweglichsten unter den neueren Romanschriftstellern. In diesem neuen Geist wird auch die literarische Vergangenheit neu gesehen und umgewertet; vergessene Schätze völkischer Kultur werden aus dem alten Schrifttum hervorgeholt und den weitesten Kreisen zugänglich gemacht. Noch bedeutsamer aber ist die Wirkung dieser Abkehr vom Westen in der Art der Darstellung.

Die Darstellung des ungarischen Dorfes und des Volkslebens war eine literarische Aufgabe, die vor allem glaubwürdig wirken wollte. Sie mußte eine Darstellung der Wirklichkeit werden, die meist gerade durch realistische Mittel erreicht wird. Aaron Tamási, der vorzügliche Schriftsteller der Szekler in Siebenbürgen, verstand es diesen völkischen Realismus mit den schimmernden Fäden des Symbolismus und des Mythos zu verweben. Realistische Darstellung kennzeichnet auch die anderen völkischen Schriftsteller, die zuweilen schon die Grenze des Naturalismus streifen. Dieser Realismus scheint der ursprünglichen Wirklichkeitsgebundenheit des ungarischen Wesens zu entsprechen und wird durch die nationalsten Dichter, wie den gleichfalls aus dem Volke stammenden Johann Arany vertreten. Die völkischen Schriftsteller lehnen somit die aus den westlichen Literaturen und der bürgerlichen Überlieferung erwachsenen literarischen Grundsätze und Methoden ab, in denen teils die Ergebnisse der modernen Psychologie, teils die ewige Sehnsucht nach Romantik, der Traum, das Märchen und das Wunder ihre Triumphe feiern. Die bedeutendsten Vertreter des neueren europäischen Romans, Proust, Huxley und Virginia

Woolf, haben für sie keinen Reiz. Die Wirklichkeitsdarstellung der völkischen Richtung ist fast schon materialistisch und hat meist demonstrative Absichten. Das Bild der Wirklichkeit soll nicht bloß dem künstlerischen Zweck dienen, sondern gleichzeitig auch ein Dokument sein, aus dem man sowohl die Trostlosigkeit der unhaltbaren Lebensumstände des einfachen Volkes, als auch dessen Schönheit und Eigenart erkennen kann. So nimmt die völkische Literatur unmerklich eine tendenziöse Richtung. Dagegen bemüht sich der bürgerliche Schriftsteller — parallel mit der europäischen Entwicklung — die Geheimnisse der menschlichen Seele, die verwickelte moderne Psyche zu enthüllen, oder er läßt sich in seiner Darstellung allein durch die Form und die Kunst des Ausdrucks leiten. Daher scheint die Kunst des bürgerlichen Schriftstellers mehr oder weniger *l'art pour l'art* zu sein.

Denselben Gegensatz können wir auch in dem Gemeinschaftsbewußtsein der »Völkischen« und dem Individualismus der »Bürgerlichen« wahrnehmen. Der bürgerliche Schriftsteller glaubt durch die Qualität seines Schaffens auch in der Individualisierung der Gemeinschaft dienen zu können. Der völkische Künstler dagegen redet meist im Namen der Gemeinschaft selbst. So traf sich die völkische Richtung mit dem neuen Nationalismus der europäischen Völker, der naturgemäß auf die Gemeinschaft ausgerichtet ist. Der bürgerliche Schriftsteller wirkt durch seine Themen, die er oft nur seiner Phantasie entnimmt, zuweilen unzeitgemäß. Der völkische Schriftsteller scheint durch seine Darstellung des ungarischen Lebens und der eigenartigen Töne der Volkspsyche in höherem Maße ungarisch zu sein, als sein bürgerlicher Partner, der die Verbundenheit mit dem allgemein Menschlichen wahren will.

Dies eben ist der Grund der heftigen Angriffe der völkischen Schriftsteller gegen einen bürgerlichen Künstler wie etwa Alexander Márai, dessen Romane immer wieder künstlerische Versuche sind, die von Problemen ausländischer Literaturen angeregt wurden. Dasselbe gilt auch für manche bürgerliche Schriftsteller der jüngeren Generation, wie Georg Rónay, Gabriel Thurzó, Stefan Sötér, Emil Kolozsvári-Grandpierre und Zoltán Jékely. Zuweilen kennzeichnet schon der Titel ihrer Romane die überrealistische oder symbolische Welt des Werkes (Kolozsvári-Grandpierre: »Nachtwandler«, Sötér: »Wolkenwanderung«, Rónay: »Bäume und Früchte«, u. a. m.). Mit Recht erscheint diese literarische Traumwelt als *l'art pour l'art* und Luxus in einer Welt, in der die brennendsten materiellen und sozialen Krisen der Lösung harren.

Alles in allem war die Reaktion gegen den übermäßigen Einfluß des Westens verständlich, und man kann es nur bejahen, daß eine geistige und literarische Bewegung sich die Pflege des urwüchsigen »östlichen« Ungartums zum Ziel setzte. Diese Bewegung hat in den kurzen Jahren seit ihrem Einsetzen in der Tat schon manches erreicht. Offenbar aber ist auch, daß die ungarische Geistigkeit sich von dem Westen nicht trennen kann. Ebenso wie das restlose Aufgehen des Ungartums in der westeuropäischen Kultur nicht wünschenswert ist, — da es mit dem Verzicht auf Eigenständigkeit in geistiger, kultureller und staatlicher Hinsicht gleichbedeutend wäre — können wir auch den tausendjährigen Einfluß westlicher Kultur nicht verleugnen. Wir wollen nicht nach dem Osten zurück-

kehren, selbst dann nicht, wenn uns in Europa nur eine europäische Daseinsform möglich ist.

Der »Westen« als literarisches Losungswort kann heute nur so viel heißen, daß die Literatur sich nicht endgültig von der alten europäischen Überlieferung trennen will. Diese europäische Kultur und Geistigkeit ist heute nicht mehr das Vorrecht nur einer einzigen Literatur, sie ist zur Idee geworden. Ungeachtet der geographischen Lage muß ihr jedes Volk in dem Maße dienen und ihre Verwirklichung versuchen, wie es nur im Bereich seiner Möglichkeiten liegt. Fast könnte man sagen, daß gerade das Ungartum der getreueste Hüter und Bewahrer dieser Kultur war. Denn es vermochte Europas »Westlichkeit« mit seiner eigenen nüchternen Art im Gleichgewicht zu halten. Nie wollte das Ungartum, wie die großen Nationen dieses Erdteiles, den Begriff »Europa« engherzig für sich allein in Anspruch nehmen.

Worin besteht nun heute der literarische Gehalt dieser »Westlichkeit«? Was wollen wir aus dem Losungswort »Westen«, trotz der dem Osten zustrebenden völkischen Strömung, für die Zukunft bewahren? Vor allem den Grundsatz, daß die Dichtung ein eigenes Dasein hat, daß darin Schönheit und Geist auch als Selbstzweck Berechtigung haben, und das Kriterium, daß der Wert der literarischen Schöpfung nicht von der Abstammung des Schriftstellers und von anderen außerliterarischen Gesichtspunkten abhängig gemacht werden kann. Eine Dichtung wird dadurch nicht besser, wenn ihr Verfasser völkischer oder bürgerlicher Herkunft ist. Ebenso wird der Wert einer Schöpfung nicht allein durch den Inhalt und die Absicht des Verfassers bestimmt, sondern auch die Form wird bei der Beurteilung stark in Rechnung gestellt. »Westlichkeit« ist in gewissem Sinne auch der Anspruch des Geistes und der Schönheit auf Leben. Da die Schönheit ein ebenso kostbarer Schatz des Menschen ist, wie Güte, Weisheit und Kraft, muß sie auch ihren eigenen Platz im menschlichen Leben erhalten. Eine Zeit, die ausschließlich nach dem Nützlichen strebt, kann leicht auf den Gedanken kommen, daß der Dichter, Schriftsteller und Künstler ebensowenig ein nützlicher Arbeiter sei, wie der Parasit, und daß ihm daher keine Stellung in dem Aufbau der Gesellschaft gebühre. Man könnte ja auch schwer behaupten, daß ein Gedicht »nützlich« sei.

Was den Wirklichkeitshunger der völkischen Literatur betrifft, so muß auch auf einen Irrtum ihrer Einstellung hingewiesen werden. Die Theoretiker der völkischen Dichtung verlangen vor allem die Darstellung des Wirklichen in realistischer Form. Indessen sind sie geneigt, nur das Materielle als wahre Wirklichkeit gelten zu lassen, obwohl es auch eine höhere Wirklichkeit des Seelischen gibt, abgesehen davon, daß die materielle Wirklichkeit der völkischen Richtung oft nur auf das Gesellschaftliche und Soziale eingeschränkt bleibt. Der bürgerliche Schriftsteller, der die inneren Probleme der Seele und ihre Tragödien künstlerisch zum Ausdruck bringt, bleibt unter Umständen der Wirklichkeit ebenso treu, wie der völkische in der Darstellung einer sozialen Schicht. Dasselbe gilt auch für den scheinbaren Gegensatz der Probleme des Einzelnen und der Gemeinschaft.

Der Anspruch der künstlerischen Form ist für die aufstrebende Begabung ein Zwang, dem diese gerne nachgibt. Die Lösung der Aufgabe

wird durch das reiche Erbe der literarischen Vergangenheit erleichtert. Man kann mit dem Vorbild wetteifern und von dem Beispiel der Alten zur Neuerung angeregt werden. Man kann wohl neuen Wein in die alten Schläuche füllen, niemals aber auf das Erbe der alten Meister verzichten, wie diese da sind von Villon bis Verlaine, von Goethe bis Stefan George, von Shakespeare bis Shelley, von Dante bis D'Annunzio und von Balassa bis Madách.

Es wird somit klar, daß der Ausgleich, das friedliche Gleichgewicht zwischen Ost und West unumgänglich ist. Diese Forderung hat das ungarische Bewußtsein seit der Landnahme als Schicksal anerkannt: von dieser Überlieferung könnte es sich auch nicht ohne tragischen Zwiespalt losreißen. Der Grundsatz »gegen den Westen mit dem Osten und gegen den Osten mit dem Westen« — den ein vorzüglicher Kritiker formulierte — scheint von europäischem Blickpunkt aus etwas roh und utilitaristisch zu sein, doch bringt er mit überzeugender Klarheit das geschichtliche Gebot eines kleinen, aber auf seine Kultur stolzen Volkes zum Ausdruck, das in seiner schwierigen geographischen und geistigen Lage unter keinen Umständen auf seine Eigenständigkeit verzichten will und kann.

Dasselbe gilt auch für die ungarische Dichtung, die die alten östlichen Kräfte der ungarischen Seele durch die westliche Kultur ausgestaltete. Vielleicht senkte sich die Wage zu Beginn des 20. Jahrhunderts allzusehr zu Gunsten des Westens. Andererseits aber ist gewiß, daß die ursprünglichen Güter der alten Überlieferung zu wahren sind, die eigentliche Aufgabe aber auch weiterhin der nüchtern verständige Ausgleich sein muß.

Die klaren, durch Klasseninteressen nicht verblendeten Köpfe der heutigen ungarischen Literatur erkannten bereits die Notwendigkeit dieses Ausgleiches und die Zeichen lassen darauf schließen, daß der literarische Streit eine vorübergehende Zeiterscheinung bleibt. Das Erbe der Zeitschrift »Nyugat« (»Westen«) übernahm als führendes Organ der Literatur »Magyar Csillag« (»Ungarischer Stern«). Sein Leiter, Gyula Illyés, bei seiner völkischen Herkunft ein Europäer von hoher Bildung, faßte in seiner Zeitschrift bereits in kurzer Zeit Künstler der verschiedensten Richtungen zusammen. Ein vorzüglicher Vertreter der bürgerlichen Richtung, der Erzähler und Essayist Ladislaus Cs. Szabó, betont die Notwendigkeit der Harmonie des entzweiten literarischen Lebens; ein anderer vorzüglicher Erzähler von heute, Johann Kodolányi, der außer seinen geschichtlichen Romanen vielfach auch völkische Themen bearbeitet, spricht von Eurasien als einem neuen Begriff und bringt dadurch die Einheit des ungarischen Doppelantlitzes zum Ausdruck.

Der literarische Streit, der nach den Regeln der Ritterlichkeit und im Zeichen gegenseitiger Achtung ausgetragen wird, kann nur eine Erneuerung herbeiführen. Diese erhoffen wir von ihm vor allem für die ungarische Dichtung, deren glanzvolle Vergangenheit auch die Zukunft verbürgt.

EIN SIEBENBÜRGISCHER STAATSMANN UND SCHRIFTSTELLER DER BAROCKZEIT

VON ANDREAS ANGYAL

Nikolaus Bethlen wurde 1642 im siebenbürgischen Kisbán (Kom. Kis-Küküllő) geboren und starb 1716 im Wiener Exil. Zwischen diesen beiden Lebensdaten erstreckt sich eine Laufbahn, die zu den bedeutendsten des ungarischen Barocks gehört. Sie führt den jungen Aristokraten, nachdem er bereits in der Heimat die Lehrerschaft berühmter Meister genossen hat, nach dem Westen und Süden. Ein Jahr verbringt er auf der niederländischen Universität Leyden, dann bereist er England und Deutschland, Frankreich und Italien. Trotzdem Siebenbürgen und das habsburgische Ungarn in seiner Jugendzeit noch durch politische Grenzen und weltanschauliche Gegensätze scharf voneinander getrennt sind, lernt er auch Nord- und Westungarn kennen. Von den siebenbürgischen und ruthenischen Karpaten aus führt ihn eine Reise durchs Oberland, in die damalige ungarische Hauptstadt Pozsony (Preßburg), dann weiter, über Sopron (Ödenburg) und Westungarn bis auf die Muhrinsel, zum Dichter und Feldherrn Graf Nikolaus Zrinyi. Nach fünf gastfreundigen Tagen jedoch ereilt Zrinyi der tragische Tod in den Wäldern bei Csáktornya.

Auch Bethlens weiteres Leben steht unter einem tragischen Aspekt. Der junge Mann aus wohlhabender Familie wird in Siebenbürgen bald von den trüben Wogen der damaligen Politik gepackt. Das selbständige Siebenbürgen liegt in den letzten Zügen: ein byzantinisch anmutendes Intriguenspiel der aristokratischen Cliquen entfaltet sich. Der allmächtige Kanzler Michael Teleki, ein Günstling des schwachen Fürsten Apafi, sucht alle hohen Adelligen, die seine Absicht irgendwie kreuzen, seine Stellung gefährden, aus dem Weg zu räumen. Schon fiel der mächtige und reiche Dionys von Bánffy auf dem Schafott. Nun ist der Führer der Szekler, Paul von Béli an der Reihe. Nikolaus Bethlen, selbst ein stolzer Mann, ist Freund Béli's: beide werden in Fogaras eingekerkert. Schon unterschreibt der betrunkene Fürst Apafi das Todesurteil beider, doch seine Gemahlin hindert den Boten am Abtritt nach Fogaras. Béli entkommt in die Türkei, Bethlen zieht sich zurück. Bald aber braucht das Fürstentum seine Klugheit und Gewandtheit. Die Türkei, die bisherige Schutzmacht Siebenbürgens, nähert sich dem Zerfall, Habsburg aber greift mächtig im Donauraum um sich. Immer mehr führende Geister des kleinen Staates erkennen die Notwendigkeit einer habsburgischen Orientierung. Nach langen Zwistigkeiten und Reibungen gewinnt, dank Bethlens energischem Zugriff, diese Ansicht die Oberhand. 1690 übernimmt er in Wien die Frucht seiner

staatsmännischen Tüchtigkeit, das Diploma Leopoldinum, das Siebenbürgen eine hundertfünfzigjährige ruhige Entwicklung im Rahmen des Habsburgerreiches, als autonomes, mit allen Privilegien ausgestattetes Großfürstentum sichern soll.

Bethlen wird in den Grafenstand erhoben und erhält die Kanzlerschaft Siebenbürgens. Bald aber kommen wieder trübe Zeiten. Die Habsburger zeigten viel Verständnis für die Lage Siebenbürgens und suchten eine Lösung, die alle siebenbürgischen Völker und Bekenntnisse befriedigen sollte. Indessen ist Wien weit, und die guten Absichten des Kaisers werden vom Militärkommandanten, dem französischen General Rabutin vereitelt. Rabutin, ein sitzlich tiefstehender Mensch, führt in Siebenbürgen auf eigene Faust eine Schreckensherrschaft. Bethlen sieht die Lage mit Entsetzen. Dem Kurutzenaufstand Rákóczi schließt er sich nicht an, doch sucht er einen Weg, um seiner Heimat frische Luft zu schaffen. Die habsburgische Schutzmacht will er behalten, doch in der Weise, daß statt des Militärkommandanten wieder ein Fürst die Führung innehaben soll, ein deutscher protestantischer Fürst, aus einer den Habsburgern verschwägerten Familie. Rabutin sieht die Zeit gekommen, Bethlen loszuwerden. Er läßt ihn als »Verräter« festnehmen, und schickt ihn nach langjähriger Haft im Jahre 1708 nach Wien. Hier lebt er noch acht Jahre, nicht mehr im Gefängnis, doch fern von der Heimat. Hier schreibt er seine Autobiographie, die ihm im ungarischen Schrifttum einen Ehrenplatz sicherte.

Neben dem Redner und Denker Peter Pázmány, neben den Epikern Graf Nikolaus Zrinyi und Stefan Gyöngyösi ist Graf Nikolaus Bethlen die größte Gestalt der ungarischen Barockliteratur. Sein geistiges Antlitz wird zunächst vom Westeuropa-Erlebnis bestimmt. Mit unvergleichlicher Wärme und Frische schildert er die Erlebnisse seiner Jugendwanderung: eine Theaterveranstaltung des Wiener Hofes in Laxenburg, die Jagd des Kurfürsten Karl Ludwig bei Heidelberg, das Universitätsleben in Holland und Oxford, die Seefahrt nach der britischen Insel, das etwas steife Zeremoniell Karls II. von England, dann Paris, den jungen Sonnenkönig, die Bekanntschaft mit dem Feldherrn Turenne, Schönheit und Reichtum Venedigs.

Von seinen beiden großen Auslandsreisen brachte er holländische theologische Bildung, französisches Denken und barocken Geschmack mit sich — schreibt Koloman Benda in seiner Bethlen-Studie. Besser könnte man auf die westlichen Züge in Bethlens Persönlichkeit nicht hinweisen. Betrachten wir nun diese Züge an der Hand seines Schaffens eingehender.

Holland hat entschieden den Vorrang. Denn von hier brachte er nicht nur die Theologie mit: in Holland lernte er auch den neuzeitlichen Rationalismus und den bürgerlichen Lebensstil des niederländischen 17. Jahrhunderts kennen. Dieser Lebensstil mußte ihm besonders zusagen. Er selbst hat etwas Holländisches. Die minutiöse Beobachtung, mit der er sich schildert, seine Familie, sein Aussehen, sein Temperament, seine Gesundheit beschreibt, erinnert an die holländische Genremalerei. Sein ganzes Leben wird von einer Holland-Begeisterung getragen. »Machen wir aus Siebenbürgen ein kleines Holland!« — ruft er einmal aus. Die Sympathien des kalvinistischen Siebenbürgers für die kalvinistischen Nieder-

lande schwingt in dieser Einstellung mit, aber auch das mütterliche Erbgut. Denn die Mutter Bethlens, Barbara von Váradi, stammt aus einer Familie, die erst in der vorhergehenden Generation das Adelswappen erhielt. Die Váradis waren Bürger, reiche und gewandte Kaufleute in den größeren siebenbürgischen Städten. Dieses Bürgerliche in Bethlens Familie läßt ihn auf die Lehren der bürgerlichen Niederlande aufhorchen.

Holländisch-bürgerlich ist Bethlens kaufmännische Tüchtigkeit. Er selbst spricht von seinen Neigungen zum Handel, besonders zum Kauf und Verkauf von Wein und Getreide. Allein nicht nur das Wirtschaftliche, auch das Geistige der holländischen Kultur spricht ihn an. Diese Kultur ist im 17. Jahrhundert, in der heroischen Zeit der Niederlande noch durch und durch volks- und bodenverwurzelt. Selbst die großen Mittelpunkte humanistischer Bildung haben ihre Wurzeln im gesunden niederländischen Volkstum. Im Religiösen gibt es zwar noch viele Streitigkeiten, allmählich aber kristallisiert sich ein Standpunkt der Duldsamkeit heraus, und auf der breiten Grundlage der Gemeinschaft entfaltet sich ein gesundes Persönlichkeitsbewußtsein.

Eine so eingestellte Kultur mußte gerade beim siebenbürgischen Calvinisten Bethlen stärksten Widerhall finden. Er selbst ist eine Persönlichkeit im besten Sinne des Wortes. Seine Selbstbiographie verrät überall das liebevolle Interesse am Ich. Auch er besitzt das berechtigte Bewußtsein eigener Tüchtigkeit, die sinnierende Eigenbrödelei der Niederländer. Selbst mystische Anklänge fehlen nicht. Doch dieses Ich, diese sich stolz entfaltende Persönlichkeit Bethlens ist ganz und gar an Boden, Volk und Gemeinschaft gebunden. Eben der siebenbürgische Calvinismus verkörperte in seinen höchsten Ausprägungen das niederländische Ideal in seltener Reinheit. Besonders die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts, die Zeit der großen Fürsten Gabriel Bethlen und Georg Rákóczi I. waren Jahre, in denen Siebenbürgen zu einem kleinen Holland zu werden schien. Die edelsten Kräfte des Siebenbürger Calvinismus, wie der große Bischof Stefan von Horthy waren noch in Nikolaus Bethlens unruhiger Zeit die Bannerträger dieses holländisch geprägten Protestantismus. Auch die Schule verknüpfte die sieben Provinzen an der Nordsee mit dem Land der sieben Burgen im Kranze der Ostkarpaten. Leyden war nicht nur für die schlesischen (wie dies jüngst Herbert Schöffler zeigte), sondern auch für die siebenbürgischen Protestanten die Hochburg philosophischen und theologischen Studiums. Bethlen studierte selbst in Leyden. Neben Leyden wurden noch die Universitäten Utrecht und Franeker eifrig von siebenbürgischen Studenten besucht.

Schon war der Traum des Fürsten Gabriel Bethlen von einer Synthese der Grundkräfte Siebenbürgertum, Protestantismus und Barock ausgeträumt, schon war die Wirklichkeit vom holländischen Wunschbild weit entfernt. Der Typ des politischen, jenseits von Gut und Böse stehenden »virtuoso«, hier weniger italienisch-renaissancehaft als eher byzantinisch-vorderasiatisch bestimmt, höhnte die Welt des freien Siebenbürgens aus. Doch selbst in dieser ausgehöhlten, schwankenden Welt des späten 17. Jahrhunderts gab es genügend gesunde Grundkräfte, um einen Nikolaus Bethlen, oder einen Johann Apáczai Cseri hervorzubringen. Apáczai Cseri, der Lehrer Bethlens auf der Schule in Kolozsvár (Klausenburg)

vermittelte an seine Schüler gleichfalls das holländische Ideal. Ein Zögling der protestantischen Niederlande, mußte Apáczai Cseri im zerfallenden Fürstentum gegen Mißgunst und Unverständnis kämpfen, bis sein junges Leben am Kampf zugrunde ging. Mir warmen Worten gedenkt Bethlen des Meisters, der ihn zuerst in die westeuropäische Bildungswelt einführte und seine Seele für die späteren Erlebnisse reif machte.

In diese niederländisch-protestantische Sphäre gehört auch der entwickelte Biblizismus Bethlens. Er ist bibelfest im wahrsten Sinne des Wortes. Seine Selbstbiographie strotzt von Bibelziten. Wenn ihm die Staatsgeschäfte nur irgendwie Zeit lassen, liest er in einem Jahr von September zu September das ganze Alte und Neue Testament. Seine Weltanschauung befürwortet die Erkenntnis Heinrich Schallers, daß die Welt des 17. Jahrhunderts noch stark von einem mystischen Zug der Schwere und Resignation und von der konfessionellen Orthodoxie getragen werde. Wiederholt taucht das »vanitatum vanitas«-Motiv auf, besonders im Kapitel der Lebensbeschreibung über seine Neigungen, oder in seinen Betrachtungen über die Eitelkeit irdischer Ehre. Der Selbstbiographie schickt er eine längere Einleitung voraus, voll von tiefsinnigen religiösen und philosophischen Betrachtungen. Diese Einleitung räumt Bethlen in der Geschichte der ungarischen Philosophie, ja auch in der Geschichte der ungarischen Mystik einen Ehrenplatz ein. Sie ist eine große denkerische Leistung.

Gott, Ewigkeit, Religion sind die Kerngedanken dieser Betrachtungen. Bethlen schreibt über den Nutzen der Betrachtung der Ewigkeit. Besonders hier sind die mystischen Töne stark, Anbetung, Bewunderung und Liebe Gottes, des Unendlichen, des Ewigen, des Schöpfergeistes. Das Sinnen über Gott und Ewigkeit — schreibt Bethlen — führt zur Demut, zur richtigen Lebensschau, zur Achtung unserer Mitmenschen, die alle von Gott Seele und Berufung empfangen. Mit metaphysisch gewaltiger Vorstellung schreibt er vom Nichts, daß von Gott, von der Allmacht des »entium ens« verschlungen werde. Barock-dynamisch ist seine Unsterblichkeitslehre: die Seele ist noch in ihrem transzendenten, jenseitigen Sein voll Aktivität und gefühlvoller Bewegtheit:

»Wenn sie aber unsterblich ist, so ist es unmöglich, daß sie, wie einst im Diesseits, so auch im Jenseits sich nicht unablässig betätigen oder etwas erleiden soll, denn was nur lebt, ist nie ohne Betätigung, sondern macht stets etwas für sich oder für andere, oder aber erleidet es etwas von sich oder von anderen. Quia vita est status agendi et patiendi capax. Das Leben ist nichts anderes, als der zur Betätigung und zum Erleiden fähige Zustand der Lebewesen: der Leichnam macht nichts und erleidet nichts.«

Metaphysisch genial ist die Erkenntnis, daß die ganze Weltordnung verderben, ja die Gottheit selbst leiden müßte, wenn ein Geschöpf der Vernichtung anheimfiele. An die große Barockphilosophie gemahnen Bethlens geistvolle psychophysische Ausführungen über das Wirken der Seele, sowie über das unendlich Kleine. Nicht umsonst ist er der Zeitgenosse von Leibniz und Newton.

Mystisch-metaphysisch ist sein Toleranzgedanke unterbaut. »Die Konfession oder Religion ist umso wertvoller, je weniger sie mit Geschmack, Geruch und Farbe des Menschlichen behaftet ist: je mehr du deine Ver-

nunft und dich selbst vom Leib, von der Welt entfernst, umso näher kommst du dem in unnahbarem Lichte wohnenden göttlichen Geist.«

Diese Toleranzidee, wie dies Johannes Kühn (Toleranz und Offenbarung. Leipzig, 1923) feinsinnig zeigte, ist in dieser Zeit selbst in offenbarungsgläubigen Kreisen weit verbreitet. Besonders Holland ist die Vorhut der religiösen Duldsamkeit. Auch hier ist Bethlen ein Schüler der Niederlande. Ein ungarischer Literaturhistoriker bemerkt treffsicher: Bethlens Frömmigkeit steht zwischen niederländischer Mystik und deutschem Pietismus.

Diese tolerante Haltung bekundet er in seiner Lebensbeschreibung wiederholt. In der ungarischen Hauptstadt Pozsony (Preßburg) ist er während seiner Reise in Nord- und Westungarn ständiger Tischgast des katholischen Erzbischofs Georg von Lippay. Der Kirchenfürst empfängt den jungen Calvinisten außerordentlich wohlwollend. Wohl disputieren sie, doch wie anders ist dieses Religionsgespräch, als die aufreizenden und aufgeregten Glaubensstreitigkeiten im 16. Jahrhundert! Bethlen selbst nennt diese Gespräche mit dem Erzbischof »eine schöne, aber ruhige Disputation«. Lippay fragt ihn: was glaubt er, werden alle »Papisten« verdammt? Bethlen antwortet: von der apostolischen Urkirche bis zu Martin Luther und seinen Genossen erschien die Kirche in verschiedensten Formen, doch wie damals, so können auch jetzt viele, die unter dem Namen eines »Papisten« leben, selig werden.

In den fünf Tagen, die er mit Zrinyi verbringt, begeistern ihn nicht nur die heldischen Tugenden und der Edelmut des großen Feldherrn-Dichters, sondern auch seine tolerante Haltung, die allem Aberglauben, aller Scheinheiligkeit und aller Unduldsamkeit ferne steht. Wie Zrinyi, so ist auch Bethlen in seiner Toleranz von mystischen Gedankengängen getragen. Die Konfessionen sollen darin wetteifern, wer Gott mehr lieben kann, schreibt er. Das Christentum soll sich wieder ins weiße Gewand der wahren Liebe und der Demut kleiden, dann wird sie die Braut Christi, die Urkirche, wieder finden. Man soll die Namen Papist, Lutheraner, Calvinist, Grieche, Arianer aus der Welt schaffen: wir sollen alle Christen sein.

Indessen ist hinter dieser edlen, freimütigen und großzügigen Haltung dann und wann noch der orthodoxe Calvinist zu erblicken. Auch die aufgewühlte Atmosphäre Siebenbürgens war Ursache, daß er die alttestamentarisch-düstere Einstellung der kalvinistischen Orthodoxie nicht ganz abstreifen konnte. Ein solcher Rückfall in die Düsterteit des 16. Jahrhunderts ist es, wenn Bethlen mit der Genugtuung der erfüllten Rache davon erzählt, wie seine Schwester Barbara, die ihrem Gatten zuliebe katholisch wurde, nach dem Fluch der Mutter bald im Wochenbett starb und auch ihre Kinder rasch ablebten. Dies ist noch ganz Altes Testament!

Das Nebeneinander mystischer, frühaufklärerischer Toleranz und protestantischer Orthodoxie war schon durch Bethlens holländische Schulung gegeben. In Leyden und Utrecht hört er nicht nur Vertreter moderner, cartesianischer und coccejanischer Richtungen, wie Burman, Regius, Heidanus und Heereboord, sondern auch solche des orthodox-protestantischen, scholastisch und Descartes-feindlich eingestellten Konservatismus, besonders Gilbert Voët.

In den beiden niederländischen Mittelpunkten des Streites um Descartes empfängt somit Bethlen die stärksten Anregungen der französischen Kultur. Trotz altkalvinistischer Anwandlungen siegt in seiner Seele doch Descartes über Voët. Mit der mystischen Grundeinstellung verträgt sich dieser französische Rationalismus ganz gut, ist doch auch Cartesius selbst im Grunde ein mystischer Gottsucher, ein echter Barockmensch! Das ganze »große Jahrhundert« der Franzosen ist von mystischen Unterströmungen getragen. Andererseits tauchen in der ganzen höfischen Barockkultur, in Italien und Spanien so gut wie in Süddeutschland und Ungarn klassizistische Strömungen auf: man denke bloß an den barocken Stoizismus oder an die lateinische Lyrik eines Avancinus, eines Sarbiewski, an den italienischen Hofmann und Dichter Fulvio Testi. Herbert Schöffler zeigte es jüngst (Deutscher Osten im deutschen Geist. Frankfurt, 1940), daß gerade die barockesten deutschen Dichter, Gryphius und Lohenstein, einen cartesianischen Bildungsgang durchmachten. Ja, Gryphius hat aller Wahrscheinlichkeit nach Descartes auch persönlich gekannt!

Diese Zusammenhänge machen es verständlich, warum Graf Nikolaus Bethlen, der Osteuropäer, der mystisch eingestellte Protestant und Barockmensch sich der cartesianischen Lehre annahm. Mit großem Eifer verteidigt er Descartes gegen den Vorwurf des Atheismus, und verweist darauf, wie gerade seine Lehre den Weg zu Gott öffnet. Gern spricht er von der »ratio« und auch seine Vorliebe für gute Bücher, für das theologische, mathematische und historische Studium verrät eine modern-westeuropäische Bildung. Von der deutschen Kultur zieht ihn weniger das mit italienisch-spanischer Bildung durchsetzte Süddeutschland an, als vielmehr der Frankreich naheliegende Westen, Heidelberg, wo er Hugo Grotius liest und Pufendorfs Vorträge hört. Das höfische Ideal, das ihn trotz seiner niederländischen Einstellung beeinflusst, empfängt er in Paris. Bethlen spricht und schreibt gut und gerne französisch. Selbst im Gespräch mit Karl II. von England bedient er sich der französischen Sprache. Die neuere ungarische Forschung glaubt sogar an den Einfluß Montaignes! Indessen geht diese französisch-westeuropäische Bildung immer wieder Verbindungen mit dem barocken Stoizismus ein. Seneca ist auch Bethlens Leitstern: er apostrophiert ihn als »jenen großen heidnischen Stoiker, den Philosophen und Theologen Seneca.« Er liest neben Seneca auch andere Stoiker sowie Platon gerne. Diese Auswahl ist echt barock: wir finden sie in Osteuropa noch im späten 18. Jahrhundert, etwa bei dem ukrainischen Mystiker Skovoroda oder dem slowakischen geistlichen Dichter Gavlovič. Bethlens zugleich westeuropäisch-cartesianische und barock-stoische Bildung bestätigt die Richtigkeit von Heinrich Schallers Erkenntnis (Die Welt des Barock, München, 1936), daß Barock und Aufklärung im 17. Jahrhundert noch eine geistige Einheit bilden.

Diese Zusammenhänge verweisen uns auf die spezifisch barocken Züge in Bethlen. Barock ist zunächst sein schriftstellerischer Stil: die langen Satzkompositionen, die eigentümliche lateinisch-ungarische Mischsprache. Diese Mischsprache kommt uns etwas seltsam vor, doch war sie Zeitstil. Wir finden sie bei dem Historiker Michael Cserei, dem Zeitgenossen Bethlens, aber auch in der deutschen Prosa des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts.

Barocke Züge seines Lebensstils spiegelt auch Bethlens Selbstbiographie. Barock ist seine Bauwut, die im Entwurf und im Bau des Schloßes von Bethlenszentmiklós gipfelt. Sowohl die ungarische, als auch die rumänische Kunstwissenschaft wollte in diesem Schloß einen Renaissance-Bau sehen, einen Ausdruck siebenbürgischen Konservativismus. Unseres Erachtens ist der Bau eine barocke Schöpfung reinsten Art. Allerdings ist dieses Barock siebenbürgisch-östlich gefärbt, die wuchtige Kraft des Ganzen, die Formgebung der Arkaden spricht aber dennoch von einer unverkennbar barocken Baugesinnung. Barocken Charakter hat auch die sportliche Betätigung Bethlens: »Ich ergötzte mich nicht in solchen Spielen, wie Karten, Würfel oder Schach, die mit Sitzen, sondern in solchen, die mit Körperbewegung verbunden waren« — schreibt er. Der barocke Hang zum Dynamischen äußert sich hierin! Als Kind liebte er Ball- und Wurfspiele, das Wettlaufen, Springen und Ringen, das Kriegsspiel, als Erwachsener gleichfalls das Springen, die Jagd, das Reiten und Schießen. Was den barocken Charakter dieser Sportarten betrifft, können wir auf Heinrich Lützeler hinweisen, der in seiner vorzüglichen Untersuchung über die Religionssoziologie deutscher Barockarchitektur (Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 1931) darauf aufmerksam machte, daß ähnliche Übungen noch im Spätbarock, in der Ettaler Ritterakademie gang und gäbe waren.

Auch der scheinbare »Rousseauismus« Bethlens (vor Rousseau allerdings) ist ein Ausdruck barocken Lebensgefühls. In einem hübschen Abschnitt seiner Lebensbeschreibung vergleicht er den Hirten mit dem König, und das Hirtenleben nennt er ebenso glücklich, ja noch glücklicher, als das Leben des Herrschers. Dem Hirten schmecken seine einfachen Speisen besser, — heißt es — als die Leckerbissen dem König. Der Hirte ist viel gesünder. Auf beide scheint dieselbe Sonne, und der königliche Garten ist nicht schöner, als die Wiese des Hirten. Leiden und Tod ereilen beide; die Natur aber ist prächtiger, als aller Glanz der Könige.

Man möchte in dieser Beschreibung Klänge aufklärerischer Kritik vermuten. In Wirklichkeit haben wir es mit einem beliebten Mittel barocker Hirten- und Schäferromantik zu tun. Man denke an »Des Miranten Weg« von Laurentius von Schnüffis, an Johann Christian Hallmanns »Adonis und Rosibella«, an die Werke italienisch-barocker Schäferpoesie und -malerei, oder an Lope de Vega. Eines ist indessen gewiß: diese Hirten- und Schäferromantik zeugt von einer starken Naturgebundenheit des Barocks. Auch die höfische Welt fühlt und bejaht das Walten der Naturkräfte. Eugenio d'Ors hat recht, wenn er in seiner glänzenden Barock-Studie (Revue des questions historiques, 1934) vom Natürlich-Vitalistischen als einer Grundkraft des Barocks spricht. Dieses Vitalistische, die gesunde barocke Fruchtbarkeit finden wir in der Schilderung von Bethlens Eheleben. Er war zweimal verheiratet, von der ersten, jungverstorbenen Frau hatte er fünf, von der zweiten zwölf Kinder. »Venus war bei mir nicht närrisch, ausschweifend und heftig, sondern maßvoll, aber eifrig, sprießend und alltäglich« — schreibt er.

Barock ist Bethlens Hang zum Universalismus. Dies spricht sich schon in seinem Bildungsgang aus, der einen Ausgleich und eine Verbindung der verschiedenen Kulturbestände anstrebt. Und dieser barocke

Hang läßt ihn seinen ersten Siebenbürger Lehrmeister, Paul Keresztúri, mit Liebe und Anhänglichkeit bewundern. Das Kapitel über Keresztúri ist eines der interessantesten Dokumente der Barockzeit. Keresztúri war ein außerordentliches pädagogisches Talent, ein Barock-Universalist vom Schlag des Comenius. Wie der große Tscheche, so weist auch dieser Ungar erstaunlich moderne Züge auf. Man kann ihn als Vorläufer der Arbeitsschule betrachten. Sein Wahlspruch war: »Omnia sponte fluant, absit violentia rebus.« Er suchte den Schülern Lust und Freude zum Lernen zu machen, löste den Stoff in Frage und Antwort auf, und legte großes Gewicht auf den muttersprachlichen Unterricht. Im grammatischen und prosodischen Unterricht stellte er die Praxis über alle Theorie, ebenso im Sprachunterricht. Er betonte die Wichtigkeit der neueren Sprachen, auch der osteuropäischen: Bethlen lernte bei ihm außer Deutsch und Französisch noch Rumänisch, Slowakisch, Polnisch und Türkisch! Die Bibelstellen prägte er seinen Schülern mit einer geistvollen graphischen Methode ein. Die bereits erwähnte Frage-Antwort-Methode aber ermöglichte eine leichte und einprägsame Bewältigung umfassender Wissensgebiete. Unter der Hand Keresztúris, Apáczai Cseris und des Anglo-Franzosen Basire entwickelte sich Bethlen bald zum »kleinen Weisen«, wie ihn die Mitwelt nannte. Schon als 12—13jähriger Knabe nahm er an philosophischen und theologischen Streitgesprächen teil und schrieb flüssig lateinische Verse.

Das Ideal des Weisen versucht er auch in seinem späteren Leben und Schaffen zu verwirklichen. Dieses Bestreben Bethlens zeigt klar den Aspekt des barocken Stoizismus. Mit diesem hängt auch der Harmonie-Gedanke zusammen. Er spricht davon, wie das mäßige Leben die von Gott gegebene Gesundheit fördert, und wie diese Mäßigkeit die Harmonie der Elemente im Mikrokosmos, im Menschen verwirklicht. Diese Mäßigkeit ist Gottes Gnade, aber durch ein Leben im Einklang mit der Natur gestärkt.

Die unverkennbare Grundlage dieser Anschauungen ist der Gedanke einer Harmonie von Makrokosmos und Mikrokosmos. Man wollte in diesem Harmonie-Gedanken einen Ausdruck der sogenannten »Renaissance« sehen; doch gerade August Riekel, der dem Problem scharfsinnige Betrachtungen widmete (Die Philosophie der Renaissance. München, 1925), mußte erkennen, daß er aus dem orientalisch gefärbten Neuplatonismus kommt und bereits in der Spätantike und im hohen Mittelalter auftaucht. Die sogenannte »Renaissancephilosophie« aber, mit ihren unendlichen Perspektiven, ihrem Kosmismus, Dynamismus und Vitalismus ist eigentlich schon Vor-Barock. Auf kunstgeschichtlicher Ebene entspräche ihr etwa die barocke Spätgotik des Nordens oder die Kunst Tintoretto's. Wenn nun bei einem hochbarocken Denker, wie Bethlen, dieser Makrokosmos-Mikrokosmos-Gedanke in ausgeprägter Form erscheint, so ist dies ein Beleg dafür, daß die geistesgeschichtliche Entwicklung seit dem Mittelalter auch auf dieser Linie der großen barocken Synthese zusteuert.

Das Ziel des Barocks ist, eine gewaltige, dynamisch bewegte, in kosmische Perspektiven weisende Weltenharmonie zu gestalten. Natur und Übernatur, Mensch und Kosmos haben hier in gleicher Weise Platz und Sinn. Wenn daher Bethlen nach den Grundsätzen der Natur leben will,

so bedeutet dies kein Verfangensein in einem platten Naturalismus, sondern ein Sich-Einfügen in große, geheiligte kosmische Bindungen. Dieses Sich-Einfügen im Sinne eines religiös unterströmten barocken Stoizismus verwirklicht Bethlen auch dann, wenn er gegen seinen aufbrausenden Zorn kämpft. Es kann gesagt werden: trotz des gelegentlich ausbrechenden Zornes, trotz der unheilvollen politischen Umwelt ist Bethlen im wesentlichen doch ein harmonischer Mensch. Den barocken Harmonie-Gedanken hat er nicht nur verkündet, sondern auch erlebt.

Indessen erhält all dieses Westeuropäische und Barocke bei Bethlen, dem siebenbürgischen Grafen, eine östliche Färbung. Siebenbürgen ist ein östliches Land. Trotz dem Hochgebirge der Karpaten gehört es in jene Zone der Steppe, die von Zentralasien bis zur ungarischen Tiefebene reicht, um erst in Transdanubien ins Alpenvorland überzugehen. Siebenbürgen ist eigentlich eine aufgetürmte Steppe. Wer die mittelsiebenbürgische Landschaft, die langgezogenen, melancholischen Wiesenhügel des Mezőség kennt, wird uns recht geben. Selbst das Siebenbürger Hochgebirge fällt aus diesem Rahmen nicht heraus. Gemahnen die Alpen mit ihren zackigen, hochstrebenden Formen an die Musik Bachs, so ertönen aus den wehmütigen Formen der siebenbürgischen Karpaten schon die osteuropäischen Melodien Mussorgskys. Steppenhafte Schwere atmen die vielen Wehrbauten Siebenbürgens, auch die von deutscher Hand geschaffenen. Selbst im Geistigen und Politischen sind die Verbindungen mit dem Osten stark, besonders zur Zeit des eigenständigen Fürstentums. Nicht nur mit der türkischen Schutzmacht bestehen rege, auch die Lebensform bestimmende Beziehungen: selbst zu den beiden rumänischen Fürstentümern Moldau und Walachei und zum polnisch-ukrainisch-russischen Osten laufen verbindende Fäden.

Es war ein genialer Einfall des vorzüglichen Essayisten Ladislaus Németh, die siebenbürgische Geistesgeschichte in einen weiten osteuropäischen Rahmen zu stellen. Er verwies auch auf den osteuropäischen Hintergrund der klassischen siebenbürgischen Literaturgattung, der historischen Lebenserinnerung. Eine solche ist ja auch die Selbstbiographie des Grafen Nikolaus Bethlen. Die Gattung blüht damals im ganzen europäischen Osten und Südosten. Sextil Pușcariu verweist darauf (*Istoria Literaturii române. Epoca veche. Sibiu-Hermannstadt, 1930*), daß die Historiographie auch in der älteren rumänischen Literatur den Höhepunkt des schrifttümlichen Schaffens darstellt.

Solche Verknüpfungen werden durch die Beziehungen des Adels in Siebenbürgen und in den beiden rumänischen Fürstentümern gefördert. Bethlen selbst sollte in erster Ehe eine Fürstin Cantacuzino, die Tochter einer reichen und berühmten, aus Byzanz stammenden Familie der Walachei, heiraten. Bezeichnenderweise scheiterte der Plan nicht am nationalen, sondern am konfessionellen Gegensatz: der Calvinist Bethlen wollte nicht eine Anhängerin der griechischen Kirche ehelichen. Auch in den politischen Zuständen des 17. Jahrhunderts gibt es eine gewisse Ähnlichkeit: diesseits wie jenseits der Karpaten zerfleischen sich die aristokratischen Cliques. Mitglieder des rumänischen Hochadels, ja sogar abgesetzte Fürsten flohen oft nach Siebenbürgen, um dort Schutz zu suchen. Bethlens ganzes Wesen erinnert in vielen Zügen an die Persönlichkeit des

moldauischen Fürsten Dimitrie Cantemir. Cantemir stammte aus tatarischer Familie und bestieg auf kurze Zeit zweimal den fürstlichen Thron der Moldau. Obgleich in Konstantinopel erzogen, hatte er durch den griechischen Mönch Meletios, einen Helmont-Schüler, gleichfalls Beziehungen zur niederländisch-westeuropäischen Kultur. Auch er schrieb historische Aufzeichnungen, hatte eine echt barocke Ader fürs Mystische, und schließlich wurde auch er von den Wogen der Politik aus der Heimat getrieben: er starb in Moskau, als Hofmann Peters des Großen. Bethlen selbst konnte rumänisch. Hie und da kommen in seinem Werk sogar rumänische Wörter vor.

Béla Hamvas schreibt in einem noch unveröffentlichten Essay über den Geist ungarischer Landschaften von der »Klüftigkeit« der siebenbürgischen Seele. Große Gegensätze und Polaritäten wohnen in ihr: auch in Bethlen. »Der Urmensch und der Gebildete leben hier in barbarischer Aufeinandergewiesenheit« — bemerkt Ladislaus Németh. Und in seinem Bethlen-Aufsatz heißt es weiter: »Kenntnis und Gefühl sind für ihn nur solche Kampfmittel, wie körperliche Kraft oder List; die Buchstabenbildung fügt sich in eine rohere, von der Tiefe aus universale leibseelische Bildung. Dieser Mensch ist schwerfälliger, als seine französische Zeitgenossen, aber nicht unwissender: sein Leben hat eine klangvollere Glaubwürdigkeit.« Besser könnten Bethlens östliche Wesenszüge auch wir nicht schildern. Denn der Osten bedeutet hier nicht nur barbarische Kraft zur Erneuerung, sondern auch Tiefe und Perspektive.

Östlich ist Bethlens bereits erwähnter Jähzorn. Er kämpft mit sich selbst, macht aus dem Zorn sogar ein theologisches Problem, und kommt zur Einsicht, daß der ausbrechende und dadurch sich ausgleichende Zorn vor Gott jedenfalls gefälliger ist, als stille, verhaltene Wut, die zur Falschheit führt. Dieser zornige Zug Bethlens fügt sich gut zu dem, was wir über die steppenhafte Schwere siebenbürgischer Bauten sagten. Auch seine Zeitgenossen, ein Michael Cserei oder Gabriel Apor lassen in ihren Schriften diese zorngefüllte Schwere walten. In ihnen allen spricht ein Zug, den die neue ungarische Kulturphilosophie als »böszültség« charakterisierte, und der als latente Veranlagung in der ungarischen Seele immer wieder durchbricht. »Böszültség« ist ein schwer zu verdeutschender Ausdruck: man müßte ihn etwa mit »zorniger Erregtheit« umschreiben. Sein Sinn wird am besten mit dem italienischen Begriff der »austerità« wiedergegeben. Diese »zornige Erregtheit« rückt unsere siebenbürgischen Edelleute in die Nähe der russischen Aristokratie des 17. Jahrhunderts. Musorgsky hätte seinen alten Chowansky oder seinen Boris Godunow auch in Siebenbürgen gefunden.

Neben der steppenhaften Schwere gibt es jedoch noch ein starkes pflanzenhaftes Element in der osteuropäischen Kultur. Es hat symbolischen Wert, daß gerade in Siebenbürgen so viele Holzbauten vorkommen, und daß sowohl die ungarische, als auch die rumänische Volkskunst dieses Gebietes ihren Höhepunkt in der Holzarchitektur erreichte. Die Sphäre des Holzes ist der Weltaspekt des Vegetativen. Zu dieser vegetativen Sphäre gehört die bereits erwähnte vitalistische Einstellung Bethlens, der Stolz auf seine gesunde Fruchtbarkeit. Dieser Stolz ist nicht allein aus dem barocken Vitalismus zu erklären, er ist zutiefst siebenbürgisch-östlich.

Stefan Csabai stellte gerade diesen Zug in den Mittelpunkt seines Bethlen-Essays. Mit Recht: denn trotz hoher Bildung, trotz französischer Einflüsse ist Bethlen ein durchaus mit dem saftig-drängenden Leben, mit den Kräften der Natur verbundener Mensch. Dieser östlich-siebenbürgische Vitalismus erklärt auch seinen Hang zum Drastischen. Vielleicht ist Bethlen der Einzige in der Weltliteratur, der eingehend seinen Stoffwechsel schildert. Köstlich ist die Schilderung seines schweren Durchfalls und seines Erbrechens in der Burg von Huszt! Auch die Art, wie er seine Krankheiten beschreibt, zeugt von dieser östlichen Drastik.

Neben und über dieser drastischen Vitalität aber steht in der östlichen Welt ein lebendiges Gefühl für das Irrationale. Bethlen glaubt an seine Träume, und empfängt im Traum die Botschaft der verstorbenen Gattin. Die Beschreibung ihres Todes aber zeigt eskatologische Perspektiven, und bezeugt, wie der siebenbürgische Mensch von dem Erahnen der letzten Dinge durchdrungen ist. Drei Tage vor ihrem Ableben gerät die Frau in furchtbare Unruhe. Sie schreit mit entsetzlichem Blick: »Weh mir! ich bin verdammt!« Dann versinkt sie ins Gebet und ruft wieder: »Ich bin nicht verdammt!« — So wechseln in schrecklichem Seelenkampf entsetzte und freudige Aufrufe, elf Stunden hindurch. Vergebens wird sie vom Gatten und Prediger getröstet. »Ich liege zwar hier im Bett, aber meine Seele ist in der Hölle« — erwidert sie ihren Worten. Dann schickt sie alle Leute aus dem Krankenzimmer, nur Bethlen darf bleiben. Sie beginnt ihm furchtbare Sünden aufzuzählen. Er kennt jedoch den tugendhaften Wandel seiner Frau und sagt ihr, dies seien nicht ihre Sünden, sondern Eingebungen des Teufels. Sie antwortet: »Zwar hat mich außer Dir kein Mann erkannt, aber ich sterbe wegen der Sünden meines Vaters so elend. Sage ihm, er soll sich bekehren, denn hätte er auch nicht mehr Sünden, als die ich kenne, müßte er doch das eigene und seiner Familie Verderben erleben, und verdammt werden.« Die ganze Nacht dauert das schwere Seelenringen der Frau, bis sie am Morgen lächelnd aufblickt: »Freuet euch, Gott sei Dank, mein Gericht ist beendet. Man sagte mir: ängstige dich nicht, meine Tochter, alle deine Sünden sind vergeben. Ich bin nicht verdammt. Freuet euch.« Und ihre letzten Tage verbringt sie in völliger Ruhe. Sie stirbt, nachdem sie noch das Sterben beider Kinder und die neue Ehe des Gatten voraussagt.

Das Gesellschaftsbild, das sich uns in Bethlens Lebensbeschreibung zeigt, trägt gleichfalls stark östliche Züge. Diese Gesellschaft lebt noch ganz in einer patriarchalischen Welt. Selbst der Landesfürst ist eher ein erdennaher Großgrundbesitzer, mit dem Volk verbunden, mit den guten wie schlechten Zügen eines Familienvaters. Trotz westlicher Einflüsse stirbt dieser siebenbürgische Patriarchalismus im Adel erst um 1820 aus, wie dies jüngst Ladislaus Tóth zeigte. Im ungarischen Bauerntum aber lebt dieser Patriarchalismus bis auf unsere Tage. Nicht nur in Siebenbürgen: auch das westungarisch-pannonische Bauerntum seiner väterlichen Sippschaft erinnert Ladislaus Németh mit all den Sitten und Formen an Bethlens Welt. Bethlens Humor aber vergleicht er mit dem des großen Szekler Gegenwartsdichters Tamási.

Wir können noch weitere Ausgriffe wagen. Stil und Form Bethlens kehren noch auf weiteren und zeitnäheren Flächen östlich bestimmten

völkischen Brauchtums wieder. Zwei junge Forscher, Michael Temesi und Ludwig Hegedüs sammelten im südlichen Komitat Baranya, in der sog. »Ormányság«, einem der ältesten ungarischen Siedlungsgebiete, mit modernsten Methoden Volkssprache und Volksdichtung, und veröffentlichten in der Dezember-Nummer 1942 der Zeitschrift »Sorsunk« einige Textproben. Und wie überraschend: der volkhafte Klang dieser Sprache ist fast derselbe, wie der Sprachstil Bethlens, soweit er sich von Latinismen freihält. Sprachstil und Denkart scheinen bei dem siebenbürgischen Aristokraten der Barockzeit und dem südwestungarischen Bauern der Gegenwart derselben Quelle zu entspringen! Diese Denkart aber lebt auch im ungarischen Landmann der Mitte, der großen Tiefebene. Der Bauer-Kleinbürger Stefan Orosz aus der Gemeinde Jászladány, ein beliebter religiöser Volksdichter, Laienapostel und Wallfahrtenführer schrieb seine Selbstbiographie vor und im Weltkriege. Das religionsgeschichtlich allgemein wichtige Dokument wurde jetzt, 20 Jahre nach dem Tod des Verfassers, vom Volkskundler Alexander Bálint vorbildlich veröffentlicht. Auch die Welt des Stefan Orosz steht ganz im Irrationalen: allerdings ist er Katholik, daher erinnert seine Art eher an die barocke Thaumaturgie. Lesen wir aber die Geschichte seiner Heirat, so müssen wir unwillkürlich an Bethlens Schilderung seiner zweiten Ehe mit dem schönen, aber armen Mädchen denken. Eine unmittelbare Beeinflußung ist unmöglich. Nicht nur, daß Bethlens Schrift schwer zugänglich ist; sie wäre für einen bäuerlichen Leser vielfach uninteressant. Wo indessen Bethlen seine Wurzeln ins heimische Erdreich senkt, zeigt sich die Verwandtschaft, die ihn mit dem ungarischen Bauer verknüpft. 17., 18., 19. und 20. Jahrhundert, volksnaher Protestantismus und volksnaher Katholizismus, Siebenbürgen, Tiefebene und Westungarn, Bauerntum und Adel schwingen im selben Ton gesunder völkischer Lebensüberlieferungen. Dieses sichere Stehen inmitten einer starken und gesunden ungarischen Überlieferung ist es, was Bethlen zu einem Klassiker unseres Schrifttums erhebt.

REISENDE VON EINST IN DER HAUPTSTADT OBERUNGARNS

VON LADISLAUS TÓTH

Das schöne Kassa (Kaschau) war infolge seiner geographischen Lage stets eine der wichtigsten Städte, nicht nur für Oberungarn, sondern für das ganze Reich der Stephanskronen. Durch Kassa führte die Hauptstraße nach Polen und von dort nach der Ostseeküste. Viele reisende Kaufleute benutzten sie, besonders nachdem um 1347 Ludwig der Große ihnen das Stapelrecht verlieh und sie die Befugnis zur Abhaltung von Jahrmärkten erhielten. Die erste Blütezeit Kassas fällt in das 14. Jahrhundert, in dem Ungarn und Polen nicht nur in enger politischer Verbindung miteinander standen, sondern Ludwig der Große beide Reiche unter seinem Szepter vereinigte.

Doch bereits im 15. Jahrhundert beginnt der Verfall des Außenhandels in Kassa. König Sigismund stellte den ungarisch-polnischen Handel wegen der Feindlichkeiten beider Länder ein, und der Innenhandel Oberungarns wurde durch die Hussitenbewegungen gelähmt. Ruhe und Aufschwung erstehen erst wieder unter Matthias' starker Hand. Aber die Alleinherrschaft der Stadt auf dem Gebiet des ungarisch-polnischen Handels litt durch den Umstand, daß die Kaufleute beider Länder häufig die Straße über Homonna und Munkács benutzten. Hiergegen verwarhte sich die Stadt wiederholt bei dem König, aber mit wenig Erfolg. Über all dies berichten die zeitgenössischen Urkunden; aus ihnen ersehen wir auch die bedeutungsvolle Stellung, die Kassa im Mittelalter, besonders auf dem Gebiete des polnischen Verkehrs innehatte. Die in spärlicher Anzahl erhaltenen Reisebeschreibungen von Ausländern, die Ungarn in der Zeit vor der Katastrophe von Mohács besucht hatten, erwähnen die Stadt nicht. Der Grund dessen ist, daß das Ziel der vom Westen her kommenden Reisenden in der Regel Konstantinopel war, und im allgemeinen der Osten, wohin der Weg durch das Donautal führte. Kassa liegt im Knotenpunkt einer wichtigen Handelsstraße, die jedoch in den erhaltenen gelehrten Reisebeschreibungen aus dem Mittelalter nicht erwähnt wird.

Die Bedeutung der Stadt im Mittelalter wird am kürzesten und treffendsten in dem Bericht eines päpstlichen Gesandten um 1480 zum Ausdruck gebracht, der sie für die wichtigste ungarische Stadt auf dem Wege nach Polen erklärt, was sie in Wirklichkeit auch heute noch ist.

Der Kirchenfürst Nikolaus Oláh, ein vielgereister, hochgebildeter Humanist, schreibt um 1536 in seinem Werke über Ungarn folgendes: «Kassa ist eine sehr schöne und starke Burg, deren Bewohner freundlich und höflich sind. Es ist eine bedeutende Handelsstadt.»

Die Stadt war bis zum Beginn der Fürstenzeit der Mittelpunkt des Verkehrs zwischen Ungarn und Polen. Der ganze Verkehr zwischen Norden

und Süden wickelte sich dort ab. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts ändert sich die allgemeine Lage und damit auch die Bedeutung der Stadt. Von da an wurde sie zur Grenzfeste des unter der Herrschaft Habsburgs stehenden königlichen Ungarns gegen die Türken und gegen das Fürstentum Siebenbürgen. Damit aber verschob sich der Schwerpunkt des Handels. Der vom Norden nach Süden gerichtete Handel büßt seine Bedeutung ein, während der zwischen den Ländern des Schwarzen Meeres und der Ostsee sich nach Kassa verlegt, und von hier aus seine Richtung über Brassó, Nagyszeben, Kolozsvár, Kassa, Lócse, Neu-Szandec, Krakau und Lublin, gegen Warschau und die Ostsee nimmt. Ihre zweite Glanzperiode erlebt die Stadt, nachdem sie als militärischer Brennpunkt für die Türken ebenso wertvoll wurde, wie für die Fürsten von Siebenbürgen, unter denen es Stefan Bocskay und Gabriel Bethlen vorübergehend gelang, Kassa in Besitz zu nehmen.

Die Habsburger hielten in der Festung von Kassa meist fremde, deutsche und italienische Söldner, deren Hauptleute gleichfalls meist Fremde waren. Diesen Umstand erwähnt einer der Diplomaten des französischen Königs Heinrich IV., Jaques Bongars im 16. Jahrhundert, der sich auf seiner Reise von Wien über Siebenbürgen nach Konstantinopel in der Stadt aufhielt. Der gelehrte Franzose faßte eine solche Zuneigung zu den Ungarn, daß er aus reinem Interesse für sie die wichtigsten Quellen ungarischer Geschichte in einem stattlichen Bande herausgab. Anfang Mai 1585, Samstag Mittag, kam er aus der Zips in der Stadt an, wo er, wie er berichtet, »höflich empfangen« wurde. Nach der Art der Humanisten versuchte er den Namen der Stadt etymologisch zu deuten, indem er schreibt: »Man sagt, daß Kassa nach irgend einem Cassius benannt wurde.« Die größte Sehenswürdigkeit war für ihn eine silberne Münze, auf deren einer Seite ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln und auf der andern drei Menschen zu sehen waren. Bongars, der noch am Nachmittag desselben Tages nach Tokaj weiterreiste, hatte die Münze wahrscheinlich bei dem kaiserlichen Hauptmann gesehen. Wie er schreibt, waren damals in Kassa 500 Mann deutsches Fußvolk untergebracht, und in den umliegenden Dörfern 400 Reiter. Er erwähnt auch, daß sich in der Nähe der Stadt Salzbergwerke und Salzquellen befinden, und daß dort die Bauern ihr Brot und ihre Fleischspeisen mit Salzwasser bereiten. Auch verzeichnet er, daß es in der warmen Jahreszeit in Kassa Frösche regne, was auch andere Schriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts erwähnen. Diese merkwürdige Naturerscheinung erklärt man dahin, daß die Frösche der großen Sumpfgelände leicht von dem sommerlichen Wirbelwind fortgerißen werden, und anderswo als »Froschregen« auf die Erde fallen.

Infolge der häufigen Kriege gegen die Türken und die siebenbürgischen Fürsten war die Stadt stets voll ausländischer, d. h. deutscher und italienischer Söldner. Diese ließen zwar keine Reisebeschreibungen zurück, doch ist uns eine lebendige und erlebnisvolle Schilderung der Stadt im 17. Jahrhundert auch als Zusammenfassung der Eindrücke des oberungarischen Soldatenlebens erhalten. Diese bietet uns der zu seiner Zeit weitberühmte »Ungarische oder Dacianische Simplizissimus«. Es ist das Werk eines unbekanntem Verfassers; seine erste Auflage, — heute schon eine Seltenheit — wurde im Jahre 1683 wahrscheinlich in Ulm gedruckt. Der Verfasser

hat sich den 1669 erschienenen *Simplizissimus* Grimmelshausens zum Vorbild genommen. Der Held des ungarischen *Simplizissimus* kommt aus Schlesien über Polen nach Oberungarn und nimmt im Dienste ungarischer Herren an den Kämpfen gegen die Türken teil, bis er schließlich in türkische Gefangenschaft gerät und nach vielen Abenteuern in Konstantinopel landet. Die geographischen und ethnographischen Beschreibungen, die stimmungsvollen Stadt- und Landbilder des von Anfang bis Ende mit romanhaften Motiven durchwobenen Werkes, lehnen sich — abgesehen von der Zusammenfassung der persönlichen Erlebnisse — an die zeitgenössische Literatur an. Auch aus den Werken des berühmten Gelehrten von Késmark, David Fröhlich, hat der Verfasser des ungarischen *Simplizissimus* manche Anregung erhalten.

Der Held der romanhaften Reisebeschreibung kommt mit dem Heer des Schwagers einer der Grafen von Homonnay nach Kassa, wo er zwei Jahre verbringt. Seine Darstellung schildert die Verhältnisse um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Mit der Stadt selbst befassen sich zwei Kapitel. Das erste behandelt die in Kassa vorgekommenen bemerkenswerten Ereignisse, das zweite Sitten und Bräuche der Stadt. Mit einer Ausführlichkeit, wie sie dem damaligen, das Grausame liebenden Geschmack entsprach, schildert er die Schrecken der Hinrichtungen in der Stadt. Viel beachtenswerter ist indessen, was er über Kassa selbst schreibt: »Kassa ist die Hauptstadt Oberungarns . . . Die Reise dahin ist in der Sommerzeit sehr gefährlich. Wenn man von Tokaj her kommt, führt der Weg durch die von den Türken eroberten Gebiete. Kommt man von der Zips her, so ist man der Gefahr von Räubern ausgesetzt, von denen das Bukfental wimmelt; reist man von Eperjes aus, so hat man steile Berge zu übersteigen, von denen das Sprichwort sagt: »So viel Kaschauer Berge, so viel Räuberlager. Die Luft oberhalb Kassa ist ungesund und beinahe alle sieben Jahre wütet die Pest. Wer nicht von dort gebürtig ist, erkrankt schnell und wird vom Fieber gequält, besonders wenn er den Kassaer Wein trinkt. Die Frauen haben eine eigentümliche, blaßgelbliche Gesichtsfarbe, von der man im ganzen Lande spricht. Diejenigen, die die Kassaer Krankheit überstehen, bekommen sie nie mehr; indessen sterben viele daran oder bleiben ihr Leben lang siech . . . Diesen tut es am besten, wenn sie wegen Luftveränderung die Stadt verlassen. Sie brauchen nur bis Eperjes zu gehen und schon fühlen sie sich besser.« Diese Krankheit, von der der Verfasser des »*Simplizissimus*« spricht, war keine Spezialität der Stadt, sondern eine der Formen des im 17. Jahrhundert in Ungarn sehr verbreiteten Typhus, den die zeitgenössischen Schriftsteller »ungarische Krankheit« nennen.

Die Stadt um die Mitte des 17. Jahrhunderts beschreibt der Verfasser des »*Simplizissimus*« folgendermaßen: »Neben der Stadt fließt die Hernád, ein ziemlich großer Fluß, dessen Wasser viele Mühlen treibt. Aus der Gegend oberhalb der Weinberge von Eperjes ergießt sich ein Bach, der durch die ganze Stadt fließt und sich bei dem Tor in zwei Arme teilt, die den ganzen Markt mit dem Rathaus, den Kaufmannshäusern, dem Türkenkerker, der Stadtwache, den zahlreichen Läden, dem Dom, den die Ungarn und Deutschen abwechselnd benutzen, der Kirche der Slowaken und der mit einer Mauer umgebenen evangelischen Schule völlig umschließen.

Über den Bach führen 34 Brücken. Die Häuser sind groß und die Dächer der meisten flach. Der Dom, der ein bewundernswertes Bauwerk ist, hat gleichfalls ein flaches Dach. Er ist aus großen Steinquadern erbaut, die mit Eisenklammern zusammengehalten sind. Die Lücken sind mit Blei ausgegossen. Das Regenwasser fließt aus allen Arten von in Stein gehauenen, künstlerischen, Spiral- und andern Formen ab. Zahlreiche kunstvolle Wendeltreppen und Treppenstufen von rechts und links führen zum Turm hinauf. Wenn zwei Menschen durch die Türe hineingehen, können sie die Treppe so hinaufsteigen, daß man sie von außen sehen kann, sie selbst aber einander nicht sehen können. Es gibt eine Treppe, durch die man keinen Ausgang und keine Türe erreicht, sondern nur ein geschnitztes Bild, durch das man wie durch ein Fenster hinausschauen kann. Auf einigen Treppen kann man sich so verirren, daß es eine Reihe von Stunden dauert, bis man wieder zurückfindet.« Nach dem Simplizissimus besaßen in Kassa Katholiken, Lutheraner und Calvinisten weitberühmte wohl-eingerichtete Schulen. Die Stadt wird von drei Ringmauern geschützt. Innerhalb dieser sind Schutzwälle und zwei Tore verborgen. Die Tore werden von Woche zu Woche abwechselnd offengehalten und von zweihundert Mann bewacht : von hundert kaiserlichen Söldnern, mit Gewehren bewaffnet und der gleichen Anzahl städtischer Bürgerwehr. An jedem Tore sind zwei Schlösser, von denen das eine dem Kaiser, das andere der Stadt gehört, so daß jedes nur gleichzeitig von diesen geöffnet werden kann. In der Stadt herrschen strenge Ordnung und Disziplin. »Simplizissimus« gibt auch eine eingehende, mit vielen romanhaften Motiven durchwobene Schilderung der Volkssitten und Bräuche der Stadt.

Ähnlich durchsetzt mit romanhaften, ja phantastischen Motiven, wie der »Ungarische Simplizissimus«, ist die Reisebeschreibung des türkischen Weltreisenden Evlia Cselebi. Dieser besuchte die Stadt im August 1661. Er schildert sie in begeistertem Tone, mit der Farbenpracht seiner überschwenglichen, östlichen Phantasie : »Kassas Lage erinnert an die von Eger, aber es ist dreimal so groß wie dieses. Auf den doppelten Burgmauern erheben sich starke Bastionen mit acht neuen starken Toren. In der Stadt sind viertausend aus Stein gebaute Paläste und andere Häuser, von denen jedes mit Erkern geschmückt und mit Gemälden bemalt ist, die denen der chinesischen Häuser gleichen« — schreibt Cselebi. Mit der dem türkischen Geschmack entsprechenden Weitschweifigkeit preist er auch die vorzüglichen Bäder der Stadt. Die Hauptstrassen sind mit glänzendem Marmor ausgelegt. Nach schlechtem Wetter läßt man den Fluß vom Berge hinter der Festung herabfließen und die Strassen überschwemmen. Die Hausbesitzer lassen dann die Strassen mit Besen kehren und diese werden so sauber, daß man, wenn man Honig darauf ausschütten würde, diesen mit ruhigem Gewissen auflecken könnte.« So läßt der türkische Weltreisende seiner Phantasie freie Zügel. Nach ihm gibt es in der Stadt keine Pest, weil, wie er schreibt, diese von der Unsauberkeit kommt, Kassa aber im höchsten Masse sauber und daher gegen die Pest gesichert sei. »Schlangen, Eidechsen, Skorpione, Mäuse, Störche, Geier und andere schädliche, giftige Tiere gibt es in der Stadt nicht. In keinem Land ist eine solche Pracht und Sauberkeit zu sehen, wie in Kassa. Wasser und Luft sind angenehm und der Menschenschlag schön. Ein für den Betrachter bötrender Anblick«.

Nun schildert Cselebi die Stadt eingehend und verweilt besonders lange bei der umständlichen Beschreibung des Domes. Auch hier verliert er sich in Übertreibungen. »Der Platz um den Dom herum ist mit Türkisen, Jaspisen, Rubinen und verschiedenfarbigem Marmor gepflastert, als ob er eines der kameleonartigen Gemälde von Mani und Bekzáad wäre«. Ihren Höhepunkt erreichen die ungläublichen Übertreibungen Cselebis in der Beschreibung des Klosters in der Nähe des Domes, von dem er sagt, daß die Patriarchen und Priester in dreihundert goldnen Zellen wohnen und daß an einer Prozession zehnmahlhunderttausend Menschen teilnehmen.

Der »Ungarische Simplizissimus« ist ebenso voll von Übertreibungen, unglaubwürdigen Ereignissen und Prahlereien, wie die Reisebeschreibung des Evlia Cselebi. Abgesehen aber von diesen, erhalten wir doch ein Bild von der Stadt im 17. Jahrhundert, so wie es sich einerseits einem deutschen Söldner in ungarischen Diensten, andererseits einem mit üppiger Phantasie begabten türkischen Weltreisenden darstellt.

Nach dem türkischen Krieg, als Siebenbürgen aufhörte selbständig zu sein, schwand auch die militärische Bedeutung Kassas. Doch gewann die Stadt ihre frühere Bedeutung im ungarisch-polnischen Handel wieder zurück, die es auch heute noch besitzt. Durch vorzügliche Schulen, ihr gebildetes, für Literatur und Wissenschaft empfängliches Publikum wurde sie zum Mittelpunkt der Kultur Oberungarns. Unter Joseph II., am Ende des 18. Jahrhunderts, kommt der Dichter Baron Lorenz von Orczy als Obergespan nach Kassa und Franz Kazinczy, der Vorkämpfer der ungarischen Spracherneuerung widmet sich hier juristischen Studien. Kazinczy gibt mit dem gleichfalls in der Stadt lebenden Johann Bacsányi und David Baróti Szabó 1778 die erste ungarische literarische Zeitschrift, das »Ungarische Museum«, heraus, dessen Fortsetzung der »Orpheus« ist.

Durch den französischen Krieg nahm jedoch der literarische Aufschwung der Stadt ein jähes Ende. Unter denen, die vor den siegreichen Truppen Napoleons nach Kassa flüchteten, waren auch die Kinder von Franz I. Unter ihnen war der spätere König Ferdinand V. und die Erzherzogin Maria Luise, die fünf Jahre später die Gattin Napoleons wurde. Nach dem Wiener Kongreß, der die napoleonischen Kriege beendete, zog Zar Alexander I. über Kassa nach Rußland zurück.

Auf die bewegten Zeiten folgt in der Stadt eine neue Blüte der ungarischen Kunst und Literatur, und eine Reihe bedeutender Schauspieler und Schauspielerinnen wird in Kassa für längere Zeit verpflichtet: Gabriel Egressy, Karl Megyeri, Ludwig Fáneci, Joseph Szerdahelyi, Frau Kántor und Frau Déry. Letztere hinterließ ein für die Zeitgeschichte außerordentlich wertvolles Tagebuch, in dem sie ein fesselndes Bild der Gesellschaft von Kassa um 1830 entwirft.

Es sind dies die Jahrzehnte des ungarisch-nationalen Erwachens. Allein neben dem einzigartigen politischen Aufschwung leben die primitiven kleinbürgerlichen Gesellschaftsformen des Biedermeiers fort, über die sich der Dichter Petőfi beklagt, als er auf einer Reise nach Eperjes bei seinem Freunde Friedrich Kerényi, 1845 in Kassa einkehrt. Mit heiterer Überlegenheit schildert er in seinen Reiseaufzeichnungen seine Erlebnisse in der Stadt: »Von Pest kommend, sah ich am dritten Tage meiner Reise gegen Abend den Dom von Kassa, der in der Mitte der Stadt, wie ein

riesenhafter Mönch in seiner dunklen Kutte steht. Die Stadt ist schön, wie ein sehr schöner Toter. Kein Leben ist darin«. Da die Schnellpost nach Eperjes erst am nächsten Morgen abging, war Petőfi gezwungen, die Nacht in der Stadt zu verbringen. »Nachdem ich in ein elendes Gasthaus und ein noch elenderes Zimmer verschlagen war« — schreibt er in offensichtlicher Empörung darüber, — »scheute ich mich zu Hause zu bleiben. Ich ging in die Stadt hinein. Übrigens ist auch das nicht wahr, was ich von Mehreren gehört habe, in Kassa gebe es so viele schöne Mädchen, um deren Anblick ich mich stets gerne bemühe. Aber wahrlich, ich sah kein einziges schönes Frauenzimmer, außer hier und dort auf den Reklameschildern einiger Auslagen. Diese sind natürlich so meisterhaft, daß sie selbst nach Pest passen würden, wenn auch nicht in die Váci-Gasse der Innenstadt, so doch gewiß in die der Umgebung. Ich geriet auch in das Theater, wo deutsche Komödianten in Stümperei brillierten. Wir haben zu sechs in Ozora, Czece, Szilasbálys und Sárbogárd gespielt, aber niemals wurde die Kunst so zu Tode gemartert, wie durch diese hier. Oh Kassa, da wachsen in den Wäldern deiner üppigen Umgebung Bäume, deren Zweige für Knüppel besonders geeignet wären und du benützeest diese Zweige trotzdem nicht, um mit ihnen diese Todfeinde der Kunst aus deinen Mauern zu verjagen. Nein, das tust Du nicht. Deine Einwohner beiderlei Geschlechts strömen sogar in hellen Scharen zu dem Spektakel und lauschen, in einem Meere von Entzücken fast erstickend, dem unbarmherzigen Gebrüll und Gestammel. Und wenn die rührende Szene kommt, dann schmelzen Deine sanftmütigen Töchter dahin und fallen ohnmächtig in die Arme der jugendlichen Helden, die zum Schrecken des 19. Jahrhunderts mit dem Säbel rasseln.« Die rührselige, kleinbürgerliche Stadt, die Petőfi so ironisch behandelte, verschwand in den Stürmen des Freiheitskrieges. Nach den Jahrzehnten des Absolutismus, in deren Stille die Stadt sogar zweimal fürstlichen Besuch empfing, kam die politische Wiedergeburt und der rasche wirtschaftliche Aufschwung. Im Jahre 1860 wurde die erste Eisenbahnlinie eröffnet, die Kassa über Miskolc und Debrecen mit Budapest verband. Die Schnellpost wurde durch die Lokomotive abgelöst und leitete auch in der Geschichte der Stadt einen neuen Abschnitt ein.

Die zuweilen wortkargen oder naiv geschwätzig, hie und da auch lyrischen Schilderungen der Reiseberichte früherer ungarischer und ausländischer Reisenden zeigten uns das Jahrhunderte alte wahre Antlitz von Kassa. Es war Oberungarns Hauptstadt, ein Mittelpunkt der Kultur und des Handels, aber auch eine starke Grenzfestung, wenn es not tat.

DIE UNGARISCHE NOVELLE

VON EMMERICH PAKU

1.

Die ungarische Literatur hat selten Gelegenheit, mit ihren einzelnen Schöpfungen den Zugang zur europäischen Lesewelt zu finden. Die germanischen und romanischen Sprachen vermögen die eigentümlichen Formen der ungarischen Sprache selbst in den künstlerisch wertvollsten Übersetzungen nur annähernd wiederzugeben. Die bewahrende Form der Schriftlichkeit bindet die ungarische Seele an die nationale Sprache. Ähnlich ist es um die Seele jedes Volkes bestellt, das bestrebt ist, sich in der eigenen Sprache unvergänglich auszudrücken. Doppelt gilt all dies für die ungarische Seele, die zwischen fremde Sprachen und Rassen eingekleidet sich mit besonderem Eifer den erhaltenden Kräften der Dichtung zuwendet.

Die Seele jedes Volkes findet in der Dichtung ihren bleibenden Ausdruck. Hieraus folgt, daß jedes Volk Dichtungsgattungen besitzt, die seiner Seelenstruktur am meisten entsprechen, deren Pflege — beinahe ohne daß es bewußt wird — stets als nationale Aufgabe, als Mittel und Prüfstein der künstlerischen Berufung angesehen wird. Die ungarische Seele spricht seit Jahrhunderten durch die Lyrik am gültigsten zur Menschheit: die ungarische Literatur hatte vor allem stets große lyrische Begabungen aufzuweisen. Die lyrischen Dichtungsgattungen erwiesen sich als besonders wirksame Mittel zur dichterischen Verewigung der ungarischen Seele. Ihre anregende, formende, modulierende Wirkung läßt sich auch bei anderen Gattungen erkennen: die Lyrik spielt in die Versepiik hinein, lockert die Handlung des ungarischen Romans, gefährdet seine strukturelle Einheit und löst die Spannungen der dramatischen Handlung. Das Lyrische überflutet gleichsam die ganze ungarische Dichtung. Diese Wirkung der ungarischen Lyrik erhält von den großen Lyrikern eine Intensität, die selbst die Regeln der Theorie und der Praxis der lyrischen Gattungen umformt: die Disziplin der instinktiv lyrischen Formen wird locker, an Stelle der selbständigen Lyrik treten epische Zusätze, die aus dem Stegreif entstanden. Hieraus folgt, daß die ungarische Lyrik die Reinheit des Epischen oft gefährdet. Die schöpferische Seele vermag nur kurzatmige Prosagattungen mit Geschehnissen auszufüllen. Eine solche Form ist die Novelle, die sich bei ihrem Entwicklungsgang in der Weltliteratur stets auf die anregende Kraft, auf die Unmittelbarkeit der Lyrik gestützt hat.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, — nachdem das Lebenswerk der großen ungarischen Lyriker bereits in den Blutkreislauf der Nation übergegangen war — konnte man nicht nur über die Überwucherung der lyrischen Gattungen klagen; die Verflachung der Lyrik überhaupt war zu befürchten. Die große lyrische Tradition glitt aus den Händen

eines Csokonai, Vörösmarty, Petöfi, Tompa in die von Epigonen. Die lyrischen Formen fanden eine übermäßige Verbreitung, die Dichtung wurde von Liedern überflutet. Man vernachlässigte zugunsten der leichten Liedformen die Gattungen, die eine tiefere literarische Kultur und ernstere Vorstudien voraussetzten. Dadurch wurde u. a. die ungarische Dramatik an ihrer Entfaltung gehindert und mußte bis heute auf dem Stand von Versuchen stehen bleiben. Das Überhandnehmen von gefühlvollen Beständen kennzeichnet nicht nur die ungarische Literatur des vorigen Jahrhunderts, sondern ist ein Kennzeichen der ganzen Entwicklung. Die ungarische Dichtung ist eben eine Dichtung mit stark lyrischem Charakter. Hieraus ergibt sich ganz natürlich unsere Fragestellung: wie gibt sich die lyrisch eingestellte ungarische Seele in den Prosagattungen kund, oder welche Prosagattung steht ihrer Struktur und ihrem Wesen, ihrem Umfang und ihrer Gestaltung nach der Lyrik am nächsten?

Sämtliche literarischen Gattungen entsprangen der Lyrik. Die primitivste Prosagattung, die Anekdote, birgt viele lyrischen Elemente. Die Unmittelbarkeit des mündlichen Vortrags, die persönlichen Beziehungen des Vortragenden und seiner Hörer zu den Helden der Anekdote geben Anlaß, lyrische Bestände beliebig mit einzubeziehen. Auch ein wesentlicher Teil der ungarischen Novellen folgt der Vortragsart der Anekdote, der anekdotische Kern ihrer Handlungen ist offensichtlich. Das Einsickern des Lyrischen in die Prosa läßt sich bei dieser Art von Novellen am besten verfolgen. Die ungarische Seele fand in der Liedform ihren adäquaten Ausdruck. Die Wesenszüge des ungarischen Liedes: Lebendigkeit, Gefühlsüberschwang, Bevorzugung eines balladenartigen, das Unwesentliche überspringenden Vortrags, kennzeichnen auch die meisten ungarischen Novellen.

Aus den bisherigen Betrachtungen geht hervor, daß sich die Novelle am besten zum bleibenden Ausdruck der ungarischen Seele eignet. Sie ist eine Prosagattung, die dem lyrischen Temperament zunächst entspricht. Die ungarische Literaturgeschichte liefert uns hiefür weitere Zeugnisse: die großen ungarischen Lyriker versuchten sich zu Beginn ihrer Laufbahn, noch unsicher in der Richtung ihrer Begabung, auch in der Novelle (Michael Vörösmarty, Franz Kölcsey, Alexander Petöfi und selbst Johann Arany). In den letzten Jahren schrieben Andreas Ady, Michael Babits und Desider Kosztolányi mit ihren Gedichten zugleich auch Novellen, obwohl die öffentliche literarische Meinung ihre Lyrik weit höher schätzte. Die tiefe innere Verwandtschaft der ungarischen Lyrik und der ungarischen Novelle ist klar; die lyrische Tradition ist ein herrschender Zug der ungarischen Literatur, von den Prosagattungen steht der ungarischen Seele die Novelle am nächsten. Die ungarischen Prosaiker gaben stets in der Novelle ihr Bestes. Seit Andreas Fáy (1818) ist die Novelle die führende Gattung der Prosa, ihr Wert und ihre Bedeutung ist der der Lyrik gleichzustellen. Die ungarische Lyrik und die ungarische Novelle von heute sind beide Hüter heiliger nationaler Überlieferungen. Ihre Krise wäre die der ungarischen Literatur überhaupt.

Die kontemplative ungarische Seele findet an einer kurzen Handlung Gefallen. So fanden das ungarische Leben und die ungarische Seele in der Novelle einen gemeinsamen gültigen Ausdruck. Dem ungarischen Leben

entnimmt der Dichter weniger Geschehnisse. — diese würde er in Romanen erzählen — als einzelne Momente, die mit einer Pointe enden und am besten in einer Novelle darzustellen sind. Die Beschaulichkeit, das ruhige Warten darauf, was kommen soll und muß, kennzeichnen das ungarische Temperament und weisen gleichfalls in die Atmosphäre der Novelle. Dazu kommt der östliche Fatalismus des Ungartums, der wieder eine überlegene Schau der Ereignisse ermöglicht. Die ungarische Veranlagung zum Lied hat zwar einige Novellen gezeitigt, die lyrisch gehalten sind, deren Bedeutung jedoch mit ihrem seelischen Hintergrund immer mehr verblaßt. Dagegen begünstigt die ganze ungarische Umwelt die Novelle, die in ihrer Wortkargheit nur das Wesentliche aufzeichnet, nebensächliche Züge gern vernachlässigt und dadurch die Sicherheit und Zucht des Aufbaus sichert. All dies spielt auch in das Gebiet des Dramas hinüber. Aus den bisherigen Ausführungen wird es erklärlich, warum das ungarische Drama in den meisten Fällen bei dem gut gelungenen ersten Aufzug stecken blieb. Der künstlerische Ehrgeiz des ungarischen Dichters will eben auch hier kein größeres Werk schaffen, das über den Umfang einer Novelle hinausgehen würde. Dies ist eine Frage des Instinktes und des Temperamentes. Unter anderem ist auch der Umstand darauf zurückzuführen, warum es so wenig wirklich gut aufgebaute ungarischen Romane gibt. Die ungarischen Dichter denken eben in Novellen, sie haben nur soviel Geduld, als sie zum Überblick einer Novellenhandlung ausreicht. Man könnte jedes beliebige Kapitel der meisten ungarischen Romane als Novelle auffassen und selbständig drucken lassen, ohne daß man dabei um der Verständlichkeit willen viel zu erklären hätte. Daraus folgt, daß die ungarischen Dichter ihr Bestes in der Novelle geben : seit A. Fáy hat beinahe jeder ungarische Dichter von Rang einige gute Novellen geschrieben, so daß es eine schwere Aufgabe wäre, die jeweils besten ungarischen Novellen in Sammlungen zusammenzustellen. Die Novellen von Nikolaus Jósika, Sigmund Kemény, Josef Eötvös, Maurus Jókai bestehen im Gegensatz zu ihren Romanen auch die anspruchvollste Kritik und zeigen ihre dichterische Größe heute noch mehr, als die großen Romane.

Die ungarische Prosa kann auf die Überlieferung der Novelle nicht verzichten, sie würde dadurch die Möglichkeit der dauernden Schöpfung preisgeben.

2.

Die ungarische Novelle ist der Nachkomme von kleineren Versepen. In der ersten Periode ihrer weltliterarischen Entwicklung finden wir in der Novelle sogar kleine Verseinlagen (Aucasin et Nicolette). Dies ist ein Zeichen dafür, daß die großen Leidenschaften, wie die Liebe, die gebundene Form erfordern ; wohl aber auch ein Zeichen dafür, daß das damalige literarische Bewußtsein die Novelle noch nicht als endgültig abgeschlossene Gattung anerkannte. Das Lyrische fand eine Zeit bei dem Publikum nur in gebundener Form Wiederhall und ging als Einlage sehr langsam in der Ungebundenheit des Epischen auf. Dieses Kompromiß im Verhältnis zwischen Dichter und Leser konnte erst beseitigt werden, als die Novellen und novellenartigen Werke von einem städtischen Publikum

aufgenommen und gelesen wurden. Das endgültige Ausscheiden der Novelle aus der Lyrik und den Sieg ihrer Prosaform führte der großstädtische Leser (nicht mehr Zuhörer !) herbei : das lebhaftere städtische Leben und der dadurch bedingte Wandel im Lebensgefühl war der neuen Gattung der Novelle günstig (novella = neues Ereignis, Neuigkeit). Ihre Veröffentlichung war wegen des geringen Umfanges leichter und blieb es bis heute.

Auch die ungarische Literatur vor A. Fáy ist ziemlich reich an novellenähnlichen Erzeugnissen, vor allem an der die Novelle ersetzenden Versepik. Die historischen Lieder eines Sebastian Tinódi im 16. Jahrhundert treten bereits für die Novelle ein : Tinódi bearbeitete zeitgenössische Ereignisse in poetischer Form und trug seine Lieder mit Lautenbegleitung vor. Selbst Stefan Gyöngyösi (17. Jh.), der die Lieder von Tinódi bewußt mit barockem Schmuck ausstattete, gab in der Maske des Epos dem ständischen Publikum, das im Ungarn des 18. Jahrhunderts für das fehlende Bürgertum eintrat, die noch nicht geborene ungarische Novelle. Gyöngyösi griff »nach zeitgenössischen Ereignissen, die gleichsam Tagesereignisse waren, noch in der Erinnerung frisch lebten und die Zeitgenossen am meisten interessierten. Ein solches war das Abenteuer von Murány (ein Novellenthema), aber auch die Widerwärtigkeiten des Helden aus Siebenbürgen (das Leben des Fürsten Johann Kemény mit seinen novellenartigen Episoden). Was unser Dichter schreibt, ist daher nicht so sehr Roman, als vielmehr Novella (neues Ereignis) im ersten, ursprünglichen Sinne des Wortes« (Johann Arany).

Die historischen Lieder von Tinódi und die Epen von Gyöngyösi sind reich an lyrischen Stellen. Gyöngyösi kam auch für die fehlende Lyrik auf. Die Erzählung, die Zwiesprache seiner Helden geht leicht in Lieder über ; dazu kommen noch die herrlichen Einlagen, die von den persönlichen Gefühlen des Dichters getragen werden. Diese Momente weisen auf das enge Verhältnis zwischen einer im Entstehen begriffenen epischen Prosa-gattung und der Lyrik hin. Wegen des langsameren Tempos der ungarischen Sonderentwicklung fielen die formalen und inhaltlichen Merkmale der Lyrik von der neuentstehenden Gattung etwas später ab : die Prosaform der Novelle wurde in Ungarn ziemlich spät anerkannt, erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als das städtische Leben aufblühte.

Die eingehendere Erforschung der Wechselbeziehungen zwischen Leben und Literatur könnte noch manche Merkmale der ungarischen Novelle herausstellen. Sie würde auch unzweifelhaft bezeugen, daß die Novelle die nationale Dichtungsgattung des lyrisch eingestellten Ungar-tums im weiten Reiche der Prosa ist. Die ungarischen Novellen weisen genau auf das jeweilige Verhältnis von Dichter und Leser hin, spiegeln aber auch Züge und Schicksale ihrer Schöpfer, sowie die Zeiteinflüsse. Die Novellen von Paul Kovács sind z. B. nüchtern, heiter, gemütlich, wie er selbst und seine Umwelt war. Sie handeln von kleinen Leuten und einfachen Schicksalen. Dasselbe könnte man bei den meisten ungarischen Novellisten ohne Gefahr der Übertreibung und der unüberlegten Meinung feststellen.

Die drei Versonderungen der ungarischen Novelle : die lyrische, die balladenhaft-dramatische und die episch-anekdotische übertragen das

Leben und den Seelengehalt des Ungartums stets vollkommen in dem Bereich der Literatur. Die Elastizität des ungarischen Geistes und die ewige Jugend der ungarischen schöpferischen Seele bewirken den neuen Wandel der ungarischen Novelle, daß ihre innere Bindung an das Lyrische auch in der Moderne erhalten bleibt.

Die Vorfahren diesmal nicht berücksichtigend, läßt sich vom Stand der ungarischen Novellendichtung des 19. Jahrhunderts ungefähr folgendes sagen. Viele gelungenen Novellen von Géza Gárdonyi (man denke vor allem an seinen Band »Mein Dorf«) bilden eigentlich schon den Übergang zum lyrischen Idyll. Einige darunter sind Prosaidyllen, von der tiefen Lyrik des ungarischen Lebens und des Dichters durchdrungen. Franz Móra formte seiner lyrischen Natur entsprechend die ernste Novelle zu einer Plauderei um. In seinen im Plauderton geschriebenen Novellen erscheint die Lust am Fabulieren, die im ungarischen Menschen steckt, künstlerisch veredelt. Móra beobachtet das Leben des Bauerntums in der Umgebung von Szeged. Er kennt ja den Bauern gut, verkehrte er doch bei seinen archäologischen Ausgrabungen vielfach mit einfachen Leuten. Auch er selbst stammt aus einer Bauernfamilie; so ist es kein Wunder, wenn er die Bauer Seele gut versteht. Seine bedeutendsten Novellen im Plauderton sind: »Die Trompeten von Mulad«, »Die Pfiffigen von Tápé«, »Die Spielleute von Hont«, »Unser tägliches Brot«, »Schwägerin Wind führt nichts Böses im Schild«, »Die Stadtgans« und »Der letzte Diebstahl«. Neben Móra schenkt auch Stefan Tömörkény seine ganze Aufmerksamkeit dem Bauerntum der ungarischen Tiefebene. Die Helden seiner prachtvollen Sammlungen: »Einfache Leute«, »Fischer und Tagelöhner« sind Feldarbeiter aus der Umgebung von Szeged. Tömörkény unterstreicht gern die tragischen Züge im bäuerlichen Leben, indessen liegt seine eigentliche Größe doch im Humor, der alles vergoldet. Seine Soldatengeschichten zeichnen Pfiffigkeit und Erfindungsgabe des ungarischen Bauers: »Alte Rekruten«, »Michael kehrt heim«, »Kampf mit dem Soldaten« usw. Die Novellen volkstümlicher Art kennzeichnet ein bemerkenswerter Realismus: »Laubfall«, »Blüte im Herbst« u. a. setzen dem Leben und den schweren Schicksalen des ungarischen Bauerntums ein ewiges Denkmal.

Den Novellisten der Tiefebene (S. Móricz, L. Ribó) treten solche aus anderen Landschaften Ungarns würdig an die Seite. In den Werken von Johann Kodolányi atmet die Seele des Ungartums in Transdanubien, während A. Dallos mehr ihre idyllische Seite berücksichtigt. Oberungarn fand in Johann Komáromi und Eugen Maróthy würdige Vertreter, das Szeklerland schenkte der ungarischen Novellistik Aaron Tamási, Dominik Gyallay und Josef Nyiró. Diese Namen bezeichnen bereits die neuesten Tendenzen der Gegenwartsdichtung. Desider Kosztolányi verschaffte in seinen Novellen vielfach Beständen der Reportage Bürgerrecht in der Literatur. Michael Babits schuf die Novelle des intellektuellen Menschentypus. Friedrich Karinthy erweiterte den dichterischen Einfall oft phantasievoll zur Novelle. Diese drei Dichter sind Großstadtmenschen mit ganz anderen Problemstellungen und Voraussetzungen in den Nerven. Die Bauernnovellen vermitteln Probleme und soziale Spannungen des ungarischen Lebens auch der Großstadt; ihre Bedeutung und Wirkung kann man in dieser Hinsicht gar nicht hoch genug einschätzen.

Die ungarische Novelle hat auch vom Ausland her wertvolle Anregungen empfangen : sie erneuten ihre Vortragsart und bereicherten ihre Themenwelt (Franz Herczeg, Zoltán Ambrus, Viktor Cholnoky, Ladislaus Cholnoky, Margarethe Kaffka, Gyula Szini, Stefan Domokos u. a. m.). Hier sind auch von den Lebenden die Vertreter der Urbanität zu nennen, wie A. Márai, Zsolt Harsányi, Ludwig Zilahy, Géza Laczkó, Aurel Kárpáti, Zoltán Szitnyai, Karl Molter, die zum Teil die Schönheiten des Lebens in der Stadt, zum Teil die Probleme der Kleinstadt behandeln. Die ungarische Vergangenheit lebt mit märchenhaften Beständen durchsetzt in den prachtvollen Novellen von Gyula Krudy. A. Hunyadi schreibt von Lust und Leid der Bohème.

Die moderne ungarische Novelle brachte manche Neuerungen, sowohl inhaltliche als auch formale. Zahlenmäßig ging sie in neuester Zeit zurück, was ihren Wert jedoch nicht beeinträchtigte.

3.

Eine wahre Hochflut von Novellen bedrohte die ungarische Literatur der letzten achtzig Jahre, die vielen neugegründeten Zeitungen beanspruchten täglich unzählige Spalten von Novellen, während die Zeitschriften die anspruchsvolleren Werke bereits aufnahmen. Vielfach wurde der Schriftsteller von dem Redakteur der Zeitung gewissermaßen verführt und schrieb Zeitungsnovellen. Der künstlerische Ehrgeiz konnte nur bei der Veröffentlichung in Zeitschriften zur Geltung kommen. Mit der Zeit tat sich zwischen beiden Novellenformen eine tiefe Kluft auf. In der Novellenhochflut mußte der künstlerische Ehrgeiz zurücktreten und infolge der schnellen Arbeit und des leichten Absatzes zu kurz kommen. Die Menge kam dem Wert sehr wenig zugute. Die ungarische Novelle schrumpfte formal wie inhaltlich zusammen, und erlebte von heute auf morgen eine richtige Krise.

Erfindungsgabe und Geschäftsinteresse versuchten dieser Krise um jeden Preis Herr zu werden. Man nannte die Novellen der Zeitungen einfach Feuilletons, um die Kritik ihnen gegenüber milder zu stimmen. Paul Gyulai, der größte ungarische Kritiker, wies bereits 1898 darauf hin, daß die Schriftsteller, die ihre Leser mit so kurzen und zusammengeschrumpften Erzählungen abspeisen, eigentlich dazu gezwungen sind, ihr Talent gegen Kleingeld einzuwechseln und ihrem Publikum statt Gold nur Kleinmünze zu geben. Die spätere Entwicklung hat die Stellungnahme Gyulais nicht gerechtfertigt. Die Novellenüberproduktion dauerte zwar in der Form des Feuilletons, das mit der Novelle eigentlich nicht viel gemeinsam hat, bis vor kurzem fort ; gleichzeitig mit diesen Erzeugnissen für den Augenblicksbedarf entwickelte sich aber auch die künstlerische Novelle. Die heutigen Schwierigkeiten der Veröffentlichung machen sich insofern bemerkbar, als die Schriftsteller unter diesem äußeren Zwang zum konzentriertem Schaffen übergehen und bestrebt sind, statt täglich Kleinmünze, selten, aber echtes Gold zu bieten. Ohne diesen Zwang hätte die Novellenüberproduktion der Zeitungen leicht verhängnisvoll werden können.

Die ungarische Novelle verdankt ihre Entstehung und ihre eigentümliche Form dem ungarischen Leben und dessen Einfluß auf die Literatur.

Sie ist Kraftprobe und zugleich höchste Leistung jedes ungarischen Prosaikers. Ein kostbares Gefäß des Lebens, das die Welt des ungarischen Geistes und der ungarischen Seele in die Ewigkeit überträgt. Will der ungarische Dichter eine nationale Mission erfüllen und sich seiner Vorfahren als würdig erweisen, so kann er nicht umhin, ein Stück des ungarischen Lebens in einer Novelle für die Nachwelt gültig zu gestalten. Das heutige Leben bietet für die Novelle auch tausend und abertausend Themen: Aufgabe des Dichters ist es, die neuen Ereignisse des Alltags nicht unerwähnt zu lassen, sie zu »rühmen«, um hier das Wort Rilkes anzuwenden. Dies fordert die nationale Überlieferung, die Ehre des ungarischen Dichters und die Kontinuität des Geisteslebens.

Die ungarische Novelle macht heute keine Krise mehr durch: sie ruht sich höchstens aus. Dieser Zustand bietet uns Gelegenheit, auf die Vergangenheit und auf die unveränderten Möglichkeiten in der Gegenwart nachdrücklich hinzuweisen. »Der ungarische Dichter will mit der ersten Zeile, die er niederschreibt, das Leben selbst geben, wie es ist« — sagte einst Sigmund Móricz, der vor kurzem gestorbene Altmeister ungarischer Erzählungskunst. Die bindende Kraft dieser Worte ist heute noch unverändert stark und bedeutet nichts anderes, als daß der ungarische Dichter die Aufgabe hat, die Novelle zu erneuern und in ihr alles festzuhalten, was um ihn herum geschieht, was sein Herz und seine Seele bewegt.

Der ungarische Kunstroman ist erst im Entstehen begriffen. Es ist vielleicht nicht übertrieben zu behaupten, daß die Übertragung der Kunstgesetze der Novelle auf stets größere Gebiete des ungarischen Lebens und der dichterischen Darstellung der ungarischen Seele auch den Weg des vollkommenen, tadellosen ungarischen Romans ebnet. Das bittere Wort von Sigmund Móricz: »Die Novelle hat den Roman, das Drama, die größeren Schöpfungen aufgefressen«, kann nur für die Vergangenheit bestehen. Keinen ungarischen Schriftsteller der Gegenwart kann dieses Wort daran hindern, Novellen zu schreiben.

Die Novelle ist die bescheidenste Prosagattung. Indessen fordert sie vom Dichter und vom Leser volle Hingabe. Dies gilt insbesondere für die ungarische Novelle, die eine nationale Dichtungsgattung ist. Wir führen die Worte Kosztolányis an: »Sie (die Novelle) zeigt nicht das ganze Leben, nur einen glänzenden Teil, einen beleuchteten Kreisabschnitt.« Der ungarische Dichter von heute braucht auch nicht mehr zu tun: möge er bloß einen solchen glänzenden Teil des ungarischen Lebens zeigen und so stark beleuchtete Ausschnitte davon für die Ewigkeit retten.

Das heutige Leben fordert vom ungarischen Dichter nicht mehr, als daß er das Lied der Alltage schreibe. Es sehnt sich nicht nach dem Heldenepos, das heute vom Schicksal selbst gestaltet wird. Zum Schluß und als Zusammenfassung mögen hier die Worte eines großen ungarischen Novellisten stehen, die zum Sammeln aufrufen: »Die Novelle, die einst aus den Trümmern des Heldenepos erstand, ist das Gedicht des Alltags... Die heutige Novelle will nicht durch äußere Mittel wirken; sie vertieft sich und wird zum Sinnbild des Lebens.«

»Die Novelle — wie es der Name zeigt — ist eine Neuigkeit, ein außerordentlicher Fall, den man nicht unerwähnt lassen kann.«

ANMERKUNGEN ZU PAUL ERNST*

VON PAUL GULYÁS

1.

Über jedes Volk sind falsche Meinungen im Umlauf: »Das deutsche Volk drückt sich schwerfällig aus, es denkt in lang schleppenden Schachtelsätzen...« Ich will hier gar nicht Goethe als Beispiel dagegen erwähnen. Aber da ist im 20. Jahrhundert Paul Ernst! Vor einigen Jahren gerieten mir seine »Erdachten Gespräche« in die Hände. Im heißen Tieflandsommer brachte sie eine Lehrerin aus Österreich: der lächelnde, braune, kleine, in rythmischem Gang schreitende süddeutsche Typus. Man hätte sie für eine Italienerin halten können. Mein Vater, der das Deutsche schwerfällig und ungeschickt radebrechte, reihte die Sammlung sofort unter seine Lieblingsbücher ein. Sein Lebensabend wurde sogar von diesem deutschen Buch vergoldet. Paul Ernst wurde zu unserem Familienerbe.

»Das Volk hat sich mündig erklärt.«

»Sagen Sie. Ich halte das ja für Unsinn, denn es ist nicht mündiger, wenn es von einem Angestellten geführt wird, als wenn ein König es beherrscht. Wir sind ja unter uns: es ist nie mündig...«

So unterhalten sich der gefangene König und das revolutionäre Staatsoberhaupt in der Dunkelheit des Kerkers. Dieser öffnet dem König die Gefängnistür: Fliehen Sie... Der König bleibt: seine göttliche Pflicht bindet ihn auch im Kerker an sein Volk. Auch gegen den Willen seines Volkes. Mit dem Volk und über dem Volk!

2.

Solche völkisch-aristokratische Weisen blieben uns von Paul Ernst in der Seele haften. Jede seiner Zeilen war evident; die Höhenluft der nordischen Seele wird vom südlichen Licht bestrahlt. Ja, die traute Muse der Dichtung streute ihre Rosenblätter auf diese germanische Philosophie.

»Welche Philosophie ist die angenehmste für den Dichter? Weder der Eudämonismus, noch der Fatalismus, noch der Idealismus, noch der Skeptizismus, noch der Materialismus, noch der Empirismus...«

Mit diesem rätselhaften Satz begannen die »Erdachten Gespräche«. Paul Ernst jedoch schlug kurz entschlossen den Gordischen Knoten entzwei:

»Doch welche Philosophie bleibt dem Dichter übrig? Die schaffende, die von der Freiheit und dem Glauben an sie ausgeht und dann zeigt, wie der menschliche Geist sein Gesetz allem aufprägt und wie die Welt sein Kunstwerk ist.«

* Völker und Zeiten im Spiegel ihrer Dichtung. Albert Langen, München. 1941.

3.

Das ist die Einleitung zu Paul Ernsts Buch, das jetzt zu mir gelangte: »Völker und Zeiten im Spiegel ihrer Dichtung.« Das Thema ist riesengroß. Nur klare Visionen können uns in diesem Labyrinth leiten. Wir müssen vor lauter Bäumen doch den Wald sehen! Anstatt des Waldes wählen wir, *partem pro toto*, einige Bäume aus. Aber auch hier dürfen wir die Einleitung nicht vernachlässigen, die Einführungsworte zu dem Buch: ein selbstbewußtes deutsches Bekenntnis. Deutschtum, das über das Deutschtum hinausgeht.

»Die Deutschen haben immer ein offenes Herz für jeden fremden Kultureinfluß gehabt; je nach den Umständen ist ihnen das zum Nachteil und zum Vorteil ausgeschlagen, und je nach der Stellung des Beurteilers pflegt man das als einen Vorzug oder einen Fehler unseres Volkes hinzustellen.«

Auch dies wurde zur Abwehr gegen eine »idola fori« geschrieben. Wann? Noch im Jahre 1917, zur Zeit des ersten Weltkrieges. »Kultur und Nationalität« — in der deutschen Heimat erweitert er den Gesichtskreis der enggeistigen Nationalisten und warnt das Ausland vor der Beurteilung der Aufgaben der deutschen Kultur. Er sagt uns, daß es primäre und sekundäre Kulturen gibt. Die »sekundäre« kann im Vergleich mit einer anderen Kultur auch »primär« sein, »etwa die griechische im Verhältnis zur hellenistischen oder römischen.«

Es versteht sich von selbst, daß die später auf den Plan der Geschichte tretenden Völker die Kulturbestände ihrer Vorgänger übernehmen:

»Daß unentwickelte Völker Elemente ausgebildeter Kulturen herübernehmen für ihren Aufbau, ist also eine Tatsache, die man nicht ändern kann.«

Es kommt hier auch garnicht darauf an. Was wird aus den übernommenen Kulturgütern? Wie werden sie »umgearbeitet«?

Nach Paul Ernst — nicht wörtlich, doch lehnt sich dieser Vergleich im Wesentlichen an ihn — ist das Deutschtum der große »Kulturtransformator«. »Jedes andere Volk findet bei uns einen Verwandten: Es ist, als ob Cervantes und Dante, Shakespeare und Molière, Dostojewskij und Ibsen bei uns zuhause wären: Cervantes und Dante, Shakespeare und Molière, Dostojewskij und Ibsen sind uns so vertraut wie ihren Landsleuten; und wenn wir sie anders verstehen wie die, so geschieht das dadurch, daß wir sie uns assimiliert haben...«

Die Einleitung trägt das Datum 1917, der Verleger spielt aber natürlich auf 1941 an. Und mögen jene im Donautal, die die deutschen Bestrebungen im Kern kennen lernen wollen, nie vergessen: Paul Ernst lehnt das »Finitisten«-Deutschtum von vornherein ab. Jedenfalls denkt die deutsche Elite so:

»Wenn sich also jetzt Bestrebungen bei manchen geltend machen im Glauben, besonders vaterländisch zu handeln, die ausländischen Geisteswerke abzulehnen, so sollten wir recht vorsichtig sein: wenn wir nur selber sind und leisten, dann kann uns kein fremder Dichter oder Maler schaden, der zu uns kommt, sondern er kann uns nur nützen...«

Wie wohl tut dieser Kulturoptimismus neben der Selbstgefälligkeit der enggeistigen Patrioten! Es scheint, daß der Chauvinismus in jedem Lande zuhause ist. Gott sei Dank aber finden wir auch Bestrebungen, die sich gegen ihn wehren. Paul Ernst steigert die Kulturperspektive noch weiter :

»Und wenn wir uns klarmachen, daß die Daten dieses Krieges uns verpflichten, nun nicht nur für uns, sondern für die ganze Menschheit zu schaffen, dann werden wir bald jede engherzige Gesinnung aufgeben, die denn schließlich nichts wäre, als Mißtrauen in die eigene Kraft und Furcht vor unserer weltgeschichtlichen Aufgabe.«

Ich wiederhole : Das Datum von Paul Ernsts Kulturbekennnis ist 1917. Das Datum der Ausgabe aber 1941. Das Ziel des deutschen Verlegers kann nicht Anachronismus, sondern will — Synchronismus sein.

4.

Von den »Grundformen« der Dichtung dringt Paul Ernsts universaler Weitblick über die Werke von Sophokles und Herodot bis zur Lyrik des fernen Ostens, und kehrt dann vom Leben Buddhas bis zur neueren europäischen Literatur zurück. Hier bekennt er sich dazu, daß »Wirklichkeit« nur zufälliges Element, nur Beitrag zur Dichtung ist :

»Je höher ein Dichter steht, desto weiter vom unmittelbaren Erleben ist sein Werk gerückt, denn die Wirklichkeit ist immer nur zufällig und unkünstlerisch . . .«

Dies ist der vielgenannte deutsche Idealismus von Schiller bis Paul Ernst. Die ewige deutsche Form. Aber glauben wir nicht, daß sich Paul Ernst steif an die Anwendung der deutschen Ideal-Formel auf die Schöpfungen der Weltliteratur bindet, daß er sich gegen die »Eventualitäten« des täglichen Lebens verschließt! Bei weitem nicht! Blättern wir einige Seiten im Buch zurück, zur »Chinesischen Lyrik«!

»Die Chinesen haben eine organische Kultur. Dichtung wird bei ihnen also nicht wie bei uns Literatur, und Malerei wird nicht Kunstausstellung und Museum; sondern die Kunst ist Ausdruck des gelebten Lebens, ist selber Leben . . . Der Deutsche ist, wenn er seine Gefühle formen will, an eine Konvention des Allgemein-Menschlichen gebunden, bei dem Chinesen ergibt sich das Allgemein-Menschliche von selber aus seiner zufällig persönlichen Lage . . .«

Wie könnten wir im Donautale die deutsch-chinesische Formel Paul Ernsts, die west-östliche Gegenüberstellung anwenden? Vor allem bei uns in Ungarn? Der Donautal-Osten gleicht in dieser Hinsicht dem fernen Osten : auch hier wie dort ist die künstlerische Auffassung der Dinge »organisch« : die kleinen Zufälligkeiten des Lebens spielen eine größere Rolle ; wir könnten auch sagen Abstractio-phobia herrscht.

Wir sehen, welche Gedanken Paul Ernst auf dem Kulturgebiet eines fremden Volkes weckt, — er zwingt uns zur Klärung der Begriffe.

5.

Noch eine Klärung eines Begriffes. Das Verhältnis zwischen »völkisch« und »literarisch« ist in der ungarischen Literatur seit langen Jahren Problem und der Gegenstand lebhafter Diskussionen. Wo ist hier die trennende

Grenze? Wie weit ist der Ausdruck »völkisch« berechtigt? Welche Stellung gebührt dem Volk in der Literatur und auf den anderen Gebieten des geistigen Lebens?

»Mit dem Volk und über dem Volk!« — gab vor Jahren der Schreiber dieser Zeilen die Parole. Mit anderen Worten: dialektische Zusammenfassung, Synthese des Völkischen und Übervölkischen (Literarischen). Dialektische Zusammenfassung, weil beide Pole gleicherweise ihren Anteil an der Synthese beanspruchen, ohne gegenseitig ihren Charakter zu verwischen, nicht als Kompromiß, sondern mit der Schärfe von Licht und Schatten.

Paul Ernst definiert das Volk wieder so hoch, wie die deutsche Idee über der kleinlichen »Wirklichkeit« schwebt:

»Volk ist ein Begriff, vielleicht ein Ziel, und es ist so verschieden von der Wirklichkeit jener Anzahl von Einzelmenschen, daß gerade die nationalen großen Dichter am seltensten Typen aus der Wirklichkeit genommen haben, die sie umgab.«

Eine außerordentlich suggestive Definition. »Mit dem Volk und über dem Volk!« — fast synonym damit. Und doch ist der Schreiber dieser Zeilen etwas »chinesisch« in Bezug auf das Volk. Er wäre geneigt, von dem einen oder anderen aus der Menge herausgegriffenen wirklichen Typus den Begriff des ungarischen Volkes abzuleiten. Es gäbe wohl einige prächtige Beispiele, die schon fast — Begriffe sind . . .

ILONA

DESIDER KOSZTOLÁNYI

*Schwanke Maid,
die da spinnst,
Nächte, dem
Vollmond nah :
das sagt dein
Name mir
Ilona,
Ilona.*

*Tief in der
Seele summt's,
leise brummt's :
lallala ;
leise mich
einklullend
lispel ich :
Ilona.*

*Flüsternd, dem
Ohr ganz nah,
flötet der
Föhnwind da,
Seele singt,
Elfe winkt,
wenn es klingt :
Ilona.*

*L und i
Anmut haucht,
klingt wie die
Viola,
Sehnsucht im
Minnesang.
säufzt so bang :
Ilona.*

*Nichts wie l,
nichts wie i,
nichts wie o,
nichts wie a,*

*Summenden
Müezzims
»La illah
il' Allah«
tönt so, als
sänge ich
Ilona,
Ilona.*

*Tönt so, als
wäre der
Morgen, der
Dämmer nah,
Orient,
Okzident
echol es :
Ilona.*

*Liebes-Tand
den ich in
tändelnden
Träumen sah,
ferneher
Lauten-Klang,
Ilona.*

*Fröhlichkeit,
Herzeleid,
immer weit,
immer nah,
himmlischer
Balsame
Lätnolin,
Ilona.*

*Scheidender
Morgen dort,
schleichender
Abend da,*

*lauter Milch,
 lauter Gier
 lauter Leid
 Ilona.*

*Mir ist auch
 Farbe drin :
 bläuliches
 blaß — lila,
 Anilin
 bleichen drin
 Veilchen hin,
 Ilona.*

*wallend ver-
 hallendes
 Halali,
 Ilona.*

*Angstschrei der
 Engel, im
 Sturz schon der
 Hölle nah :
 Ilona,
 Ilona,
 Ilona,
 Ilona*

Übersetzt von Gyula Garzuly

OSZK

Országos Széchenyi Könyvtár

SCHÖNES ALTER

SOPHIE TÖRÖK

*Ich hocke hier, geballt zum Knäuel, denn mich schauderts.
Ich seh' mich plötzlich selbst, seh', wie ich mich bewege.
Wie kommt mir dieses so bekannt doch vor, ich sehe
Die Mutter und mit ihrem Schulterfrösteln
Großmutter in des großen, zottigen Tuches Falten.
O nicht das Anlitz altert!
Die Seele spinnt und webt verborgen . . . und ganz unbewußt
Befolgt der Körper ihre stille Weisung.
Ganz winzige Bewegungen erstarren, und der Kopf gibt nach,
Die Schultern, Finger, Arme, Hüften, Augenbrauen
Bereiten sich schon vor, um warmes Zeug um sich zu wickeln.
Das aus dem Schrank hervorgezogene Tuch, es riecht ganz leise
Nach Schimmel. Sehr gütig, warm und weich ist es.
Es hat mich noch nicht lange bunt umarmt kokett.
Wo lernte ich doch diese Geste? Nun windet es sich
Um mich mit mütterlicher Wärme, als hätten meine Arme
Geerbt schon die Geschicklichkeit der Alten.
Armstuhl und großes Zottentuch . . . o alte Frau im Lehnstuhl!
Wo sind schon deine Sehnsüchte? Wo gegen Stillstand
Dein Aufbegehren? Wo ist schon Alles? . . .
Es kommt die Zeit des Händefröstelns, Seitenstechens,
Beruhigt Alter. Neue, kleine Sörglein kommen:
Umständliches Geklage wegen Luftzugs, —
Fußwärmer, Sirup, Thee, Pölster, Tuchent!
Und eine neue Kindheit, ein naives, feinschmeckerisches Gaumenkitzeln
Nach strengverbotnen Früchten. Doch die Seele ruht und muß
Mit aller Kräfte Rest den hilfsbedürftigen Körper schützen.
Das Herz, die Sehnsucht und der Wille vegetieren weiter.
Man braucht sich nicht zu rackern, um zu lernen Neues.
In meinem Hirne platzen dickverstaubte Türen auf
Und aus den unbekanntnen Tiefen strömt in meine Finger
Zahlloser Mütter sanfte Wissenschaft.*

Übersetzt von Friedrich Läm

DIE TRENNUNG

VON GABRIEL THURZÓ

Richard Wagner hatte einen unruhigen Tag : er sah ein, daß es so nicht weitergehe, dieser ewige Haß zwischen ihm und seiner Frau. Aber er fühlte auch, daß er nicht brechen würde können mit der Frau, die nunmehr seit vier Jahren alle seine Gedanken erfüllt. Mathilde Wesendonk, — wenn er nur an ihren Namen dachte, durchschauerte ihn das Glücksgefühl — sie ist die erste und einzige Frau, durch die er die wahre, alles erfüllende Liebe kennen lernte, die Liebe, die nicht fordert, sondern gibt, immer nur gibt, wie eine unerschöpfliche Quelle.

Als das Stubenmädchen die Ankunft Mathilde Wesendonks meldete, entschloß er sich, stark zu bleiben : er wollte um des Friedens willen dieser Frau entsagen, an die ihn so reine Gefühle banden, die für andere vielleicht unvorstellbar, vielleicht lächerlich gewesen wären. Er erwartete Mathilde am Flügel, und als sie erschien, schlank und hoch, mit einem gefährlich reinen Lächeln im dunklen Gesicht, und ihr Tuch von der Schulter gleiten ließ, hob er von dem Flügel das Manuskript des Textbuches von »Tristan und Isolde« :

— Bitte. Es gehört Ihnen, Mathilde. Ich habe versprochen, die Verse von Tristan und Isolde bis heute zu beenden. Nun lege ich sie vor Ihre Füße, sie gehören Ihnen, dem einzigen Menschen, der außer mir etwas mit ihnen zu tun hat.

Mathilde schritt langsam in die Mitte des Zimmers, der bläulich leuchtende Gasleuchter überflutete ihre Gestalt mit einem geheimnisvollen, matt schwebenden Licht :

— Unser Werk ! — flüsterte sie und blätterte in dem Manuskript.

— Als ich es schrieb, dachte ich an Sie. Ich sah Ihr Antlitz vor mir. Isolde, das sind Sie, Mathilde, die unerreichbare, die Ferne. Wenn man durch Worte und Töne etwas gestehen kann, dann habe ich Ihnen mit diesem Werk sehr viel gestanden, Mathilde . . .

— Was gestanden Sie mir ? Wieviel gestanden Sie ? Daß Sie mich lieben ?

— Mehr als das. Daß ich einzig und allein Sie liebe.

— O, wie oft Sie das schon sagten ! — und Mathilde schauerte zusammen.

— Sie lieben mich ! Ich weiß es, ich fühle es, seit dem ersten Augenblick.

— Was ich bisher sagte, sind nur armselige Worte im Vergleich mit dem, was ich fühle. Ich war nie schüchtern vor einer Frau, und kannte stets meine Mittel, den Wert meiner Geständnisse. Aber als ich Ihnen sagte, ich liebe Sie, da fühlte ich mich elend und unbeholfen. Ich schämte mich, daß ich nicht mehr sagen kann, ich wollte jedes Wort in Feuer umsetzen. Mögen doch meine Liebesworte flammen und vergehen in ihrem eigenen Brand, wie auch ich in dieser Liebe vergehen wollte.

— Ich fühlte es, Richard. Wenn ich einen Ihrer Briefe las, wenn ich Ihrem Liebesgeständnis lauschte, war ich nie zufrieden. Sie haben mich dann in Glut versetzt und befriedigt, wenn ich allein war, fern von Ihnen.

— Denken Sie oft an mich ?

— Immer, Richard. Dann stehen Sie vor mir, Ihre Stimme lodert und flammt, ich höre aus den Flammen die wahre Musik heraus. Und ich sehe Ihr Gesicht, und als ob ich plötzlich den kostbaren Schatz an mich pressen könnte, daß Sie mich lieben . . . Dann fühle ich mich so reich. Es ist schade, sich zu treffen, es ist schade, den Zauber dadurch zu zerstören, daß ich Sie wirklich vor mir sehen, und mich enttäuscht fühlen muß : *dieser* Mann ist Richard, *dieser* Mann stand in deiner Vorstellung so flammend vor dir . . .

— Ja, diese vier Jahre waren nicht leicht . . . Ich kann es schon nicht mehr ertragen, daß wir uns stets verstecken und ängstigen müssen vor uns selbst und vor der Welt. Wären wir tapfer, so würden wir vor die Welt treten und sagen : wir zwei gehören zusammen.

Mathilde schüttelte den Kopf :

— Wie oft habe ich mich schon dazu entschlossen, alles zu verlassen und mich zu Ihnen zu flüchten, damit Sie mich weit weg mit sich nehmen, damit Sie mich retten . . . Und doch kann ich mich nicht rühren. Oft stehe ich am Fenster der Villa, Sie spielen hier am Flügel, ich weiß, daß Sie für mich spielen, daß diese Musik vielleicht niemand anderer hören kann, nur Sie und ich . . . Und dann fühle ich, als ob nichts zwischen uns beiden stünde. Die Mauern verschwinden, der Garten, das Haus . . . Unser ganzes Leben zerfließt in Nichts . . . Und für einen Augenblick darf ich glauben, daß nur wir beide auf der Welt sind . . .

— Warum rufen Sie mich dann nicht . . .

— Weil ich plötzlich erwache. Ich höre irgendeine Stimme hinter meinem Rücken. Mein Hund erhebt sich langsam vom Teppich, kommt zu mir, schmiegt seinen Kopf an meine Füße. Dann höre ich irgendwo die scheltende Stimme der Erzieherin. Die süße kleine Myrrha schmolzt . . . Mein Leben, mein wirkliches Leben meldet sich . . . Es ist ein fürchterliches Erwachen, Richard. Ich ersticke fast in solchen Augenblicken, denn es kommt mir zum Bewußtsein, daß mein Leben ein Treibhausleben ist, lügnerische Glaswände schützen mich, wo ich doch den warmen Sonnenschein geradewegs in mein Herz einlassen müßte . . .

Richard Wagner blickte berauscht auf die Frau, die vor ihm stand. Das dunkle, glanzlose Antlitz belebte sich, aus ihren Augen brach das Entsetzen. Wie sehr ich sie liebe ! — dachte Richard. Nur wir zwei sind auf der Welt, wir dürfen uns nicht um die anderen kümmern, wir dürfen nicht brechen ! — Mathilde blickte in den dunklen Park hinaus, auf die Silbertannen, die im Mondschein schimmerten, auf die hell erleuchtete Wesendonk-Villa, wo ihr Heim war, ihr Gatte, ihre Kinder . . . Richard Wagner bemerkte ihren Blick, ergriff sehnsuchtsvoll Mathildes Hände und flüsterte ihr zu :

— Verlassen Sie ihren Mann ! Sagen Sie ihm, daß Sie mich lieben ! Sagen Sie ihm, daß Sie sich neben ihm wie eine Gefangene fühlen, daß er für Sie fremd geworden ist !

Mathilde blickte erschrocken auf :

— Nein, Richard, nein, Sie haben nicht recht. Das ist ja eben das Qualende ! Otto wurde mir nicht fremd. Ich liebe ihn nicht mehr, aber nicht nur er, die ganze Welt ist mir gleichgültig. Meine Liebe zu Ihnen hat mir jedes Mitgefühl zur Welt geraubt. Ich liebe niemanden — nur Sie allein, Richard. Ich liebe auch Otto nicht. — Und entsetzt rief sie aus : Aber ich könnte nicht ohne ihn leben !

— Dann verraten Sie aber mich !

— Ich verrate Sie nicht, denn der Gedanke, der Flamme, die zu Ihnen lockt, bedenkenlos, blind zu folgen, macht mich schwach . . . Ich will Sie nicht ganz kennen, Richard. Es muß immer etwas zwischen uns beiden stehen . . .

— Dann lieben Sie mich nicht wirklich.

— Warum sagen Sie dies? Auch Sie haben Angst, daß ich die Ihre werde. Sie würden dann nichts mit mir anzufangen wissen. Sie würden mich im selben Augenblick schon verlieren!

Richard Wagner gab die Hände der geliebten Frau frei. Nun durchschaute er leicht die Unnahbare, die Einzige, die er nie mit irdischen Wünschen begehrte. Mathilde schwebte auch jetzt in unerreichbarer Ferne vor ihm, wie damals, als er sie vor vier Jahren in einer Abendgesellschaft in Zürich zum erstenmal sah. Mathilde seufzte verzweifelt:

— Was wird aus uns werden, Richard!

— Als ich vorher auf Sie wartete, glaubte ich, ich werde mit Ihnen brechen können. Ich sagte meiner Frau, ich werde von Ihnen Abschied nehmen und Sie verlassen. Ich sagte, ich werde alles verlassen, aus Zürich gehen und ein neues Leben beginnen.

— Und nun? Warum tun Sie es nicht?

— Ich bin schwach. Ich bin ein Mann.

— Soll also ich entscheiden? Soll ich meinen Mann rufen, soll ich vor ihn treten und ihm sagen, er soll mich freigeben, weil ich Sie liebe und Ihnen folgen will?

Richard Wagner lachte bitter auf:

— Sie würden es vielleicht wagen. Aber ich, würde ich wohl auch vor meine Frau treten? Ich würde es nie wagen.

— Dann lieben Sie mich nicht. Dann lieben Sie nur sich selbst.

Sie schieg eine Weile, dann blickte sie ihm in die Augen:

— Hätten Sie den Mut, mich von hier mit sich zu nehmen?

Wagner schieg.

— Hätten Sie den Mut, meinem Mann und Ihrer Gattin zu sagen, daß wir nicht weiter schweigen können?

Wagner schieg. Mathildes Stirn legte sich in Falten und sie forschte weiter in seiner Seele:

— Und würden Sie es auch sich selbst offen gestehen, daß Sie mich lieben und daß diese Liebe das Urteil der Welt und den warnenden Befehl der heiligsten Gesetze überwindet? Daß sie mehr gilt, als die zwanzig Jahre, die Sie neben Ihrer Frau verbrachten, mehr, als Ihre Phantasie . . . ?

Wagner schieg noch immer. Mathilde lachte auf:

— Dann verdienen Sie es nicht, geliebt zu werden!

Die weiße Alabasteruhr schlug die Stunde mit schweren Schlägen. Schweigen lag im Zimmer, nur das Ticken der Uhr tönte scharf, fast schmerzhaft. Wagner breitete ohnmächtig seine Arme aus. Er trat auf Mathilde zu und küßte sie auf die Stirne:

— Wir müssen warten, Liebe . . . Ich nahm mir etwas vor, aber ich weiß nicht, ob ich den Mut dazu haben werde, es auszuführen . . . Gleich werden die Gäste kommen, und meine Frau. Ich dachte, ich würde es wagen, Ihnen zu sagen, wir müßten für immer brechen, wir müßten so weit voneinander gehen, daß nicht einmal unsere Sehnsucht uns erreicht, so weit, daß auch die heißeste

Flamme des Herzens erlischt . . . Und nun stehen wir hier und haben nichts erreicht . . . Ich kann weder zu Ihnen gehen, noch bei meiner Frau bleiben.

Aus dem Nebenzimmer wurden Schritte vernehmbar. Die beiden Liebenden richteten sich auf, Mathilde griff müde an ihre Locken, öffnete müde den Gedichtband, der am Flügel lag, und Wagner verschränkte die Arme über der Brust. Er war betäubt und siegestrunken, denn als er die geliebte Frau in seinen Armen hielt, wußte er bereits, was er tun wird : — er wird mit beiden Frauen brechen, die ihn lieben und ihn bis zum Tode lieben werden . . . Er wird seine Frau verlassen und weit fortreisen, dahin, wohin ihn nur seine Musik begleitet. Er wird sie nie mehr treffen — und wird Mathilde ihrem Mann zurückgeben, weil er ihr nicht geben kann, was sie von ihm verlangt . . . Er war siegestrunken, und fühlte doch in der Tiefe seines Herzens, daß er eine Niederlage erlitten hatte : Mathilde könnte sich ihm zuliebe nicht von ihrem Gatten, von ihren Kindern, von ihrem Heim trennen, sie könnte nie richtig ihm gehören, denn die Erinnerung an ihr verlassenes Leben würde sie bis an ihr Grab verfolgen, viel quälender als alle Gewissensbisse einer Liebenden . . .

OSZK

BÜCHERSCHAU

VÖLKISCHES UNGARTUM (*Népi magyarság*). Herausgegeben von *Zoltán Szilády*. Ausgabe der Nikolaus Bartha-Gesellschaft. Budapest, 1943. Bd. I. 116, Bd. II. 196 S. Mit zahlreichen Beilagen.

Das zweibändige Werk ist eine repräsentative Veröffentlichung der Nikolaus Bartha-Gesellschaft, die im ungarischen Geistesleben für die rassische Erneuerung und den sozial-völkischen Gedanken kämpft. Beinahe sämtliche ungarische Schriftsteller, Gelehrten und Künstler, die sich im Geiste der Gesellschaft betätigen, sind an dem Werke beteiligt. Von den Schriftstellern sind es J. Bartalis, P. Gulyás, Gy. Illyés, G. Juhász, K. Molter, L. Németh, L. Szabó, E. Szentimrei, L. Tompa und P. Veres, von den Gelehrten A. Karácsony, B. Szász und Z. Szilády, von den Künstlern G. Boda, Z. Borberek Kováts, F. Medgyessy, St. Nagy und Gy. Rudnay, deren Werke besondere Aufmerksamkeit verdienen. Die Vorkämpfer des völkischen Gedankens bilden heute in der Tat die kräftigste Gruppe des ungarischen Geisteslebens; besonders gilt dies für die Schriftsteller, während die wissenschaftliche und im engeren Sinne künstlerisch-programmatische Grundlegung der Richtung noch vielfach unzulänglich und ergänzungsbedürftig ist. Auch die anderen Mitarbeiter des Werkes — unter ihnen manche führende Persönlichkeiten des ungarischen Geisteslebens — sind begeisterte und opferwillige Förderer des von warmer Rassenliebe durchdrungenen völkischen Gedankens.

UNGARISCHE SOZIALPOLITIK. Von *Dénes Bikkal*. Danubia-Verlag. Budapest-Leipzig o. J. 102 S. Mit zahlreichen Bildbeilagen.

Dieses umsichtig und lebendig geschriebene Büchlein behandelt vor allem die Maßnahmen, die in Ungarn zum Schutz des Arbeiterstandes getroffen wurden. Die Darstellung führt nach einem geschichtlichen Überblick durch das ganze System der sozialen Fürsorge: Schutz der Persönlichkeit und Arbeitskraft, wirtschaftlicher Schutz des Arbeiters, Schutz des Arbeiters gegenüber den

Wechselfällen des Lebens, Sozialversicherung, Gesundheitsschutz, Arbeitsvermittlung, Bekämpfung der intellektuellen Arbeitslosigkeit, Familienschutz, Schutz der Einberufenen und ihrer Familienangehörigen, Zukunft des Arbeiters, u. a. m. Das reiche, vielschichtige Material wird durch zahlreiche Abbildungen erläutert.

EINFÜHRUNG IN DIE POLITIK (*Bevezetés a politikába*). Von *Ladislav Ottlik*. Kön. Ung. Universitäts-Buchdruckerei. Budapest, o. J. 129 S.

Dieses mit sicherem Blick und reifem Urteilsvermögen geschriebene Buch des Professors der Universität Kolozsvár (Klausenburg) ist besonders im gegenwärtigen Chaos der Begriffe warm zu begrüßen. In gemeinverständlicher Fassung erläutert Verf. das Wesen der politischen Systeme, Voraussetzungen und Begriff der politischen Einheit und gibt dann in den letzten Abschnitten eine knappe Übersicht der Entstehung der politischen Weltordnung von heute. Die einzelnen Abschnitte behandeln Grundbegriffe der Staats- und Regierungsformen, der öffentlichen Meinung, der Parteikämpfe, der nationalen Einheit u. a. m. Auch die brennendsten Zeitfragen, wie die Assimilation, der liberale Rechtsstaat, bürgerliche Demokratie und Marxismus, Faschismus und totaler Staat werden mit nüchterner Sachlichkeit erörtert. Das Buch eignet sich vorzüglich zur Einführung breitester Schichten in die Grundfragen der Politik, an denen heute keiner achtungslos vorbeigehen kann.

UNGARNS GESELLSCHAFTSBILD (*Hazánk társadalomrajza*). Von *Stefan Weis*. Herausgegeben vom Landessenat für Unterrichtswesen. Budapest, 1942. 170 S.

Dieses neue Werk des bekannten ungarischen Soziologen erschien als Nr. 7 der Reihe »Nationalkunde« der im Auftrag von Kultus- und Unterrichtsminister Eugen von Szinyei Merse herausgegebenen »Bibliothek der Nationalerzieher«. Verf. bearbeitete den gleichen Stoff bereits in seinem 1928 erschienenen Werke »Die ungarische Gesellschaft von

heute«. Seitdem machte der ungarische Staat und die ungarische Gesellschaft einen wesentlichen Wandel durch, abgesehen davon, daß sich in Ungarn zu nicht geringem Teil eben auf Anregung des Verfassers eine ganze soziographische Schule entwickelte und bedeutende Institutionen miteinander in der Erschließung des ungarischen Bodens und einzelner Schichten der ungarischen Gesellschaft wetteiferten. Prof. Weis zeichnet die gegenwärtige Lage methodisch einwandfrei und mit einzigartiger Stoffkenntnis, wobei er immer wieder auf die geschichtlichen Voraussetzungen hinweist. Er bietet in den Abschnitten über die Gehöfte, das Dorf, die Stadt, das Bauerntum, den Mittelstand, die oberen Klassen, die unteren Schichten, die Berufszweige, das geistige Leben, die rückgegliederten Gebiete und die ungarische Seele ein plastisches Gesellschaftsbild des heutigen Ungarn und erweist sich auf diese Weise als zuverlässiger Führer in den mannigfaltigen Verzweigungen der ungarischen Gesellschaft.

DIE DAZISCHEN PERSONENNAMEN (*A dáciai személynévek*). Von *Andreas Kerényi*. Verlag Harrassowitz, Budapest-Leipzig, 1941. 304 S.

Dieses erste größere Werk des vorzüglichen Schülers von Prof. Andreas Alföldi erfreut den wissenschaftlich interessierten Leser durch seine Gediegenheit und Gründlichkeit. Verf. bietet in dem umfangreichen Buch ein genaues Verzeichnis der in verschiedenen Veröffentlichungen zerstreuten dazischen Personennamen und faßt dann die bedeutsamen Ergebnisse seiner Forschungen zusammen. Nach diesen verteilen sich die aus Dazien schriftlich erhaltenen 2600 Personennamen wie folgt: 1860 lateinische, 184 illyrische und keltische, 51 thrakische, 355 griechische, 67 orientalische, 17 Namen von fraglicher Nationalität und 66 fragmentarisch erhaltene Namen. Es sind dies unschätzbare Belege zur Klärung der Frage der dakorumänischen Kontinuität; hier sprechen in der Tat die Steine.

KARL HUGO MELTZL, EIN VORLÄUFER DER NEUEREN RELIGIONSGESCHICHTE UND KULTURPHILOSOPHIE. Von *Andreas Angyal*. Sonderdruck aus den »Südaforschungen«. München, 1942. S. 53—107.

Der tüchtige junge Philologe Andreas Angyal zeichnet in seiner lebendig geschriebenen, manche fruchtbare Anregungen enthaltenden Studie ein fesseln-

des Bildnis des hervorragenden Professors für vergleichende Literaturgeschichte an der Universität Kolozsvár-Klausenburg. Die Gestalt Karl Hugo Meltzls wurde in den letzten Jahren von der ungarischen Forschung wiederholt behandelt, dennoch zeichnet sich die Arbeit Angyals durch die Vollständigkeit der Angaben sowie Lebendigkeit der Darstellung vor den bisher erschienenen Einzelforschungen aus. Mit richtigem Blick erkennt er an den kleinen Studien sowie an den Arbeiten der Schüler die geniale Begabung Meltzls, der — seiner Abstammung nach Siebenbürger Sachse — ein beispiellos beschlagener Vorläufer sowohl der neuesten religionsgeschichtlichen und mythologischen, als auch der vergleichenden literarhistorischen Forschungen war, die in neuester Zeit in der fünfsprachigen Zeitschrift »Helicon« wieder auf ungarischem Boden ein repräsentatives Organ erhielten.

MEINE TÖCHTER (*Lányaim*). Von *Ladislaus Németh*. Turul-Verlag, Budapest, o. J. 108 S., mit Bildbeilagen.

Ladislaus Németh, der rastlose Geist der ungarischen Literatur von heute, unternimmt in seinem neuesten Buch einen unseres Wissens auch in der Weltliteratur einzig dastehenden Versuch: er veröffentlicht schriftstellerische Beobachtungen über seine eigenen Töchter zuweilen mit der unheimlichen Genauigkeit ärztlicher Befunde. Die Aufrichtigkeit war stets eine Stärke des Verfassers; sie fesselt den Leser auch in diesem Buch, indem er auch den eigenen Kindern stets sachlich und unbefangen gegenübersteht. Mit kritischem Blick verfolgt er ihre Entwicklung, sucht an ihnen Züge der Ahnen und deckt eigene Träume auf, die er an sie knüpft. Es ist ein lebendig geschriebenes, fesselndes Werk, das auch als psychologische Studie Beachtung verdient.

WAFFENLOS (*Fegyvertelen*). Von *Josef Erdélyi*. Turul-Verlag, Budapest, 1942. 208 S.

Nachdem der hervorragende volkhafte Dichter Josef Erdélyi in seinem Buch »Der dritte Sohn« seine Kindheit erzählt hatte, behandelt er nun im zweiten Teil seiner Selbstbiographie seine Kämpfe im literarischen Leben der Nachkriegsjahre. Erdélyi, in dessen Dichtungen das Märchenhafte stets stark zur Geltung kommt, erzählt seine ersten Versuche und seinen Sieg gegenüber allen Gegenkräften auch hier als Sohn des Volkes, fast im naiven Ton des Märchenerzählers.

DIE POLITISCHE FÜHRER-SCHICHT DES UNGARTUMS 1848—1918 (*A magyar politikai vezetőréteg 1848—1918*). Von *Ernst Lakatos*. Budapest, 1942. 100 S.

Diese durch ihr wertvolles Material bedeutsame Doktorarbeit, die als Nr. 25 der Veröffentlichungen des Historischen Seminars der Peter Pázmány-Universität in Budapest erschien, enthält eine Soziologie der politisch führenden Schicht des Ungartums. Einleitend behandelt Verf. die formenden Kräfte der Gesellschaft vor 1848 und untersucht dann eingehend die Schichten, aus denen die politischen Führer hervorgingen: die Aristokratie, den begüterten Adel und den allmählich sich bildenden Mittelstand. Das in bestechend flüssigem Stil geschriebene, den Leser stets fesselnde Werk ist eine unentbehrliche Quelle zur richtigen Beurteilung der politischen Entwicklung Ungarns in den letzten Jahrzehnten.

UN ÉMIGRÉ HONGROIS EN FRANCE: DANIEL IRÁNYI. Von *Suzanne Déry*. Kolozsvár, 1943. 98 S.

Die als Nr. 23 der Reihe »Études Françaises« des Französischen Institutes an der Franz Josef-Universität in Kolozsvár erschienene Doktorarbeit enthält durch die darin dargestellte Persönlichkeit auch zahlreiche deutsche Beziehungen. Daniel Irányi (1822—1892) stammte aus der Zipser Familie Halbschuh und wurde einer der begeistertesten Kämpfer für Kossuths Ideen. Aus dem angesehenen Rechtsanwalt der ungarischen Hauptstadt wurde 1849 der Regierungskommissär mit unbeschränkter Vollmacht. In der Verbannung galt er als Cato der Emigranten; in Paris wohnte er mit dem Kunsthistoriker Henszlmann, hier begann er mit Bratianu einen Briefwechsel, in dem er die ungarisch-rumänische Frage auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen versuchte. 1866 wurde er von Kossuth als politischer Agent nach Berlin entsendet, um hier Bismarck zur Intervention für die Unabhängigkeit Ungarns zu bewegen. Irányi schrieb mehrere Werke in französischer Sprache.

AUSLÄNDISCHE DICHTER. NACHDOLÄNGE VON DESIDER KOSZTOLÁNYI (*Idegen költők. Kosztolányi Deszö műfordításai*). Herausgegeben von *Gyula Illyés*. Révai-Verlag, Budapest, 1942. 542 S.

Der reiche Nachlaß des frühverstorbenen Desider Kosztolányi, einer führenden Persönlichkeit der neuen ungarischen Dichtung, umfaßt eine Reihe von Bän-

den, obwohl er auch in seinem Leben seit der frühesten Jugendzeit fast jährlich ein Buch erscheinen ließ. In dem neuesten und bisher umfangreichsten Bande gab Gyula Illyés die unveröffentlichten Übersetzungen des großen Dichters heraus. In dem stattlichen Band stehen lateinische, englische, französische, deutsche, italienische, spanische, schwedische, amerikanische, japanische, chinesische und negerische Dichtungen nebeneinander. Von den deutschen Dichtern übersetzte Kosztolányi vor allem Goethe und Rilke, außer ihnen sind jedoch im Bande noch Claudius, Hölderlin, Lenau, Mörike, Meyer, Nietzsche, Morgenstern, Hofmannsthal, Walden, Ringelnatz, Billinger, Zillich und andere oft auch mit mehreren Dichtungen vertreten. Am nächsten standen Kosztolányi Rilke und Zillich, deren Gedichte er mit bestem Erfolg vermittelte. Vorzüglich gelungen sind auch die Übersetzungen englischer, chinesischer und japanischer Dichtungen. Völlig unverständlich ist aber, warum der gewesene rumänische Propagandaminister, N. Crainic an die Spitze der Negerdichter gestellt wurde.

JAHRBUCH DER STADTBIBLIOTHEK BUDAPEST (*A Fővárosi Könyvtár Évkönyve*). XI. Budapest, 1941, 396 S.

Wie in jedem Jahr, so verdient das umfangreiche Jahrbuch auch in diesem die Aufmerksamkeit auch der ausländischen Öffentlichkeit. Vor allem heben wir aus dessen Inhalt den lehrreichen Beitrag von Neda Relkovič über »die dritte Handschrift des Ofner Stadtrechtes in der Budapester Stadtbibliothek« hervor. Verfasserin, die sich bereits durch eine gediegene Studie über das Ofner Stadtrecht bekannt machte, untersucht die von Bürgermeister Karl Szendy erworbene Handschrift sachlich und sprachlich eingehend, weist auf ihr Verhältnis zu den bisher bekannten zwei Handschriften des Ofner Stadtrechtes hin und gelangt zu dem Ergebnis, daß die Handschrift höchst wahrscheinlich im Besitz der Stadt Kolozsvár (Klausenburg) war, die sie als Nachschlagewerk benützte. — Auch die anderen Beiträge des reichhaltigen Jahrbuches verdienen Aufmerksamkeit: Gyula Witzmann gibt ein wertvolles Verzeichnis des Schrifttums über nationalpolitische Zeitfragen in der Stadtbibliothek, Ludwig Koch behandelt das Singspiel »Held János« von Pankratius von Kacsóh, Andreas Németh schreibt über »Bibliotheksrecht und Bibliotheksgesetzgebung«. Berichte

und Verzeichnisse von Neuerwerbungen geben ein eindrucksvolles Bild von der vielseitigen Tätigkeit der Stadtbibliothek Budapest im Jahre 1941.

DER JAPANISCHE HOLZSCHNITT (*A japán fametszet*). Von *Ervin Tóth*. Officina-Verlag. Budapest, 1942. 34 S., mit 32 Bildbeilagen.

Der hübsch ausgestattete Band mit reichem Bildmaterial enthält eine knappe, aber lichtvolle Darstellung der eigenartigsten japanischen Kunst des Holzschnittes. Verf., der sich bereits durch mehrere Arbeiten ähnlicher Art bekannt machte, weist zunächst auf die formenden Kräfte des japanischen Holzschnittes in der Geschichte hin, und würdigt sodann dessen bedeutendste Vertreter. Das reiche Bildmaterial stammt aus der Sammlung des Franz Hopp-Museums in Budapest.

DIE MUSIK DER ANTIKE (*Az antik világ zenéje*). Von *Josef Wagner*. Parthenon-Studien Nr. 6. Verlag der Franklin-Gesellschaft. Bpest, 1943. 95 S.

Der verdienstvolle Musikhistoriker und Altphilologe, Herausgeber der in lateinischer Sprache erscheinenden Jugendzeitschrift »Juventus« zeichnet in seinem neuesten Buch ein klares und anziehendes Bild der Musik der Antike. Der knappen Einleitung folgen Abschnitte über die mythische Zeit, die Musikinstrumente der Griechen, Arbeitslied und Epik, die Zeit des Übergangs, der Blüte und der neuen Kunst, die Grundlagen der griechischen Musiktheorie und Musikerziehung, die Musik Roms sowie die Stellung der Musik im gesellschaftlichen Leben. Verf. weist darauf hin, daß das musikalische Leben des alten Griechentums und Römertums außer den erhaltenen Kompositionsfragmenten auch durch zahlreiche Werke musiktheoretischer und geschichtlicher Art erhellt wird, während über die Musik der orientalischen Völker nur die Darstellung von Instrumenten auf Kunstdenkmalern Auskunft geben. Bei dem Fehlen der Poliphonie bestand in der Antike zwischen den musikalischen Ansprüchen der gebildeten Kenner und der der hohen Musik fernstehenden Massen keine so tiefe Kluft wie heute. Die Musik galt im allgemeinen als göttlichen Ursprungs und ihre überwältigende, fast zauberhafte Wirkung regte selbst die größten Denker, Platon und Aristoteles, dazu an, sich mit Fragen der Musikerziehung auseinanderzusetzen, umso mehr, als sie die Musik nicht bloß als Kunst betrachteten, sondern zugleich auch als

unentbehrliches Mittel des religiösen und gesellschaftlichen Lebens. Das Buch — in ungarischer Sprache der erste Versuch dieser Art — ist ein verlässlicher Führer auf dem wenig bekannten Gebiet der antiken Musik.

BIBLIOGRAPHIE DER MUNIZIPALSTADT NAGYVÁRAD (*Nagyvárad törvényhatósági joggal felruházott város bibliográfiája*). Zusammengestellt von *Johann Kertész*. Selbstverlag des Verfassers, Budapest, 1943. 36 S.

Mit Recht weist Minister a. D. Georg Lukács in Geleitwort des Heftes auf die bedeutsame Stellung der Stadt in der ungarischen Geschichte hin. Es gibt wohl kaum eine zweite Provinzstadt Ungarns, die im Schrifttum so reich vertreten wäre. Der bekannte ungarische Bibliograph Johann Kertész sammelt in seiner Arbeit etwa sechshundert Büchertitel; die wertvolle Zusammenstellung wird gewiß auch dem für Siebenbürgen interessierten ausländischen Leser aufschlußreich sein.

DER SOZIALE FORTSCHRITT IN UNGARN. Ohne Verfasser. Budapest, 1943. 72 S.

Von den heldenhaften Bemühungen Ungarns um die Hebung und Sicherung des Lebensstandes der unteren und mittleren Schichten in der äußerst schwierigen Lage der Nachkriegsjahre vernahm das Ausland bisher nur wenig. Wohl wiesen einzelne Artikel in Tagesblättern auf manche Teilfragen hin, an einer zusammenfassenden Darstellung der Maßnahmen der ungarischen Sozialpolitik jedoch fehlte es. Mit Recht darf sich heute Ungarn als sozialen Staat bezeichnen, da eine ganze Reihe von sozialpolitischen Einrichtungen im Lande tätig ist. Nach der Neuregelung des Versicherungswesens, der sozialen Steuerpolitik, des Schutzes landwirtschaftlicher Arbeiter und ihrer Familie, nach der Grünkreuzbewegung, der Errichtung von Gesundheitshäusern, den sozialpolitischen Maßnahmen in Gewerbe und Handel sowie im Interesse Kriegsbeteiligter und ihrer Angehörigen bringt nun das »gelbe Buch der ungarischen Regierung« — wie es von der deutschen Presse bezeichnet wurde — sehr richtig einen Vergleich mit der Sozialpolitik der Nachbarstaaten. »Ungarn wollte und will auf dem Wege der sozialen Entwicklung in Europa stets unter den ersten Nationen voranschreiten« — dies ist der Sinn der zusammenfassenden Darstellung.

INHALT DES JUNIHEFTES 1943.

DAS UNGARISCHE SCHRIFTTUM ZWISCHEN OSTEN UND WESTEN. Von <i>Gustav Makay</i>	273
EIN SIEBENBÜRGISCHER STAATSMANN UND SCHRIFTSTELLER DER BAROCKZEIT. Von <i>Andreas Angyal</i>	280
REISENDE VON EINST IN DER HAUPTSTADT OBERUNGARNS. Von <i>Ladislauš Tóth</i>	282
DIE UNGARISCHE NOVELLE. Von <i>Emmerich Paku</i>	298
ANMERKUNGEN ZU PAUL ERNST. Von <i>Paul Gulyás</i>	305
ILONA. Gedicht von <i>Desider Kosztolányi</i> , übersetzt von Gyula Garzuly	309
SCHÖNES ALTER. Gedicht von <i>Sophie Török</i> , übersetzt von Friedrich Lám	311
DIE TRENNUNG. Erzählung von <i>Gabriel Thurzó</i>	312
BÜCHERSCHAU	316

MITARBEITER DIESES HEFTES:

- Dr. *Gustav Makay*, Gymnasiallehrer, Kritiker, Budapest.
Dr. *Andreas Angyal*, Gymnasiallehrer, Literarhistoriker, Budapest.
Dr. *Ladislauš Tóth*, o. ö. Professor an der Universität Szeged.
Dr. *Emmerich Paku*, Assistent an der Universität Szeged, Literarhistoriker.
Dr. *Paul Gulyás*, Dichter und Schriftsteller, Debrecen.

UNSERE DICHTER:

Desider Kosztolányi (1885—1936), Lyriker und Erzähler des Kreises um die Zeitschrift »Nyuugat«, dessen Werke z. T. auch in deutscher Übersetzung zugänglich sind.

Sophie Török, Dichterin aus dem Kreise um die Zeitschrift »Nyuugat«.
Gabriel Thurzó, Schriftsteller, Herausgeber der Zeitschriften »Élet« und »Ezüstkor«.

Verantwortlicher Schriftleiter und Herausgeber: *Béla Pukánszky*.

433260. — Athenaeum, Budapest. — Verantwortlich: Direktor Anton Kárpáti.

DIE SCHRIFTENREIHE DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

herausgegeben von kön. ung. Oberregierungsrat Generalsekretär Prof. *Alexander v. Kibédi Varga* bildet die natürliche Ergänzung unserer Zeitschrift im Sinne des Arbeitsprogramms der Gesellschaft. Während die Monatschrift UNGARN vor allem die Aufgabe hat, ungarisches Land und Volk der deutschen Öffentlichkeit zu erschliessen, soll die in ungarischer Sprache erscheinende SCHRIFTENREIHE das Gedankengut des neuen Deutschlands — zunächst durch die Veröffentlichung von Vorträgen führender deutscher Persönlichkeiten, die diese in der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft hielten, — der breitesten Schicht ungarischer Leser vermitteln und dadurch an der ideellen Annäherung von Deutschland und Ungartum fördernd und vertiefend mitwirken. Preis je P 1.—

Bisher erschienene Hefte der SCHRIFTENREIHE :

1. *Darré, R. W.*: A Német Birodalom és a délkeleteurópai államok együtműködése a mezőgazdaság terén (Zusammenarbeit zwischen dem Reich und den südosteuropäischen Staaten auf landwirtschaftlichem Gebiet).

2. *Von Cochenhausen, F.*: Német katonai szellem a multban és jelenben (Deutsches Soldatentum in der Geschichte und Gegenwart).

3. *Spranger, E.*: Kultúrák találkozásáról (Kulturen in Begegnung miteinander).

4. *Hóman, B.*: Német-magyar sorsközösség (Deutsch-ungarische Schicksalsgemeinschaft).

5. *Günther, H. R. G.*: A tehetségek kiválasztása (Menschenauslese).

6. *Freisler, R.*: Az új Európa jogrendje (Das Rechtsdenken des jungen Europa).

7. *Strölin, K.*: Lakásügy, városépítés és tájrendezés (Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung).

8. *Von Tschammer und Osten*: Testnevelés békében és háborúban (Leibeserziehung in Krieg und Frieden).

9. *Schwerin von Krosigk L. gróf*: Háborús pénzügyi gazdálkodás (Kriegsfinanzierung).

10. *Storm, E.*: Az állam és a gazdaság (Staat und Wirtschaft).

11. *Pukánszky, B.*: Mozart.

12. *Hofmann, Fr.*: A széntől a műgumiig (Von der Kohle zum Kautschuk).

13. *Paikert, G.*: Ahogyan egy magyar a magyart látja (Wie ein ungarer den Ungarn sieht).

14. *Harmjanz, H.*: Közösség és kultúra (Gemeinschaft und Kultur).

15. *Löbner, W.*: A pályaválasztás irányítása és a szakmai nevelés a mai Németországban (Berufslenkung und Berufserziehung im gegenwärtigen Deutschland).

16. *Franz, E.*: U. S. A., Japán, Anglia (U. S. A., Japan, England).

17. *Von Jagow, D.*: A Führer rohamosztaga (SA des Führers).

UNGARN IM DONAURAUM

Mit einer Einleitung vom kgl. ung. Ministerpräsidenten *Nikolaus von Kállay*
Herausgegeben von *Stefan Gál*

UNGARISCHES SOLDATENTUM 896—1914

Von *Árpád Markó*

SIEBENBÜRGEN — EIN BILDERBUCH

Farbbilder von *Michael Erdódi*, Einleitung von *László Cs. Szabó*

UNGARISCHE SOZIALPOLITIK

Von *Dénes Bikkal*

SIEBENBÜRGENS VOLKSTUM

Herausgegeben von Prof. *Elemér Mályusz*

DIE GESCHICHTE SIEBENBÜRGENS

Von Prof. *Jenő Horváth*

SIEBENBÜRGEN IM AUFBAU DER UNGARISCHEN KULTUR

Von Prof. *László Gáldi*

NEUE RECHTSENTWICKLUNG IN UNGARN

Von *Georg Rácz*

DIE KLEINE ENTENTE

Von Prof. *Jenő Horváth*

MICHAEL FAZEKAS: DER GÄNSE-HIAS

Übersetzt von *Árpád Guillaume* — Mit einer Einleitung von *Gyula Illyés*
Mit Zeichnungen von *Desider Fáy*

In Vorbereitung:

UNGARISCHE STÄDTEBILDER

DEUTSCH-UNGARISCHE BEGEGNUNGEN

UNGARISCHE KULTUR IM LEBEN DER NACHBARVÖLKER

UNGARISCHE SOLDATENBRIEFE

DAS UNGARISCHE VOLK IN DER UNGARISCHEN LITERATUR

VERLAG DANUBIA BUDAPEST—LEIPZIG